

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Fortgesetzte Betrachtungen ueber das Weltgebaeude

[urn:nbn:de:bsz:31-257513](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257513)

Hausfreund mit dem Jahr 1819. die alten vaterländischen Begebenheiten wieder wecken, und schöne christliche Kirchlein im Schwarzwald bauen will, sondern er wünscht dem geneigten Leser eine lange Melbefriedlicher und fruchtbarer Jahre, von welchen das Jahr 1819. nicht das schlechteste seyn soll, und er will etwas darauf wagen.

Alle Kalendermacher werden nach und nach dem rheinländischen Hausfreund auffällig. Denn sie sagen er verwohne die Leute, und mache sie meisterlos, weil er seinen Lesern über alles, was er thut und unterläßt, Rechengenschaft gibt, und mit ihnen redet.

Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude.

Der Vater wolle zuerst, wenn er sein Pflößlein angezündet hat, seinen nachgewachsenen Söhnen erzählen, was es im Jahrgang des Kalenders 1815. mit den Planeten für eine Bewandniß hatte. Denn wer es einmal gelesen hat, der behaltet's.

„Heiner, sagt der Vater, die Planeten sind elf Sterne oder große Weltkörper, welche sich in langen Zeiten jeder in seinem Kreis um die Sonne herum bewegen, und gleichsam aus ihr Licht und Leben trinken. Die Sonne selbst ist kein Planet. — es sagt's nur ein Kalendermacher von Alters her dem andern so nach, — auch der Mond nicht. denn der Mond bewegt sich zunächst um die Erde herum, aber die Erde ist einer, denn sie läuft um die Sonne, und trinkt Licht und Wärme aus ihr. Der nächste Planet bey der Sonne, und von dieser Seite her der erste ist der Mercurius. Er ist fast ganz in ihrem himmlischen Glanz verborgen, wie ein Kind in dem Gewande seiner Mutter, und darf höchstens Morgens oder Abends bisweilen ein wenig herauschauen, der zweite Planet aber von der Sonne weg, ist die Ve-

nus oder der helleuchtende Morgen- und Abend-Stern.“

„Kalendermann, sagt der Vater, fahrt ihr jetzt fort!“

Der nächste Planet nach der Venus, oder der dritte von der Sonne weg, ist unsere Erde selber mit ihrem Bekläufer dem Mond. Sie hat 5400 deutsche Meilen im Umfang. Sie ist 21 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt, und bekommt doch von ihr ein so schönes Tageslicht und so kräftige Wärme. Sie läuft um die Sonne herum in 365 Tagen und 6 Stunden, und legt in dieser Zeit einen Raum von mehr als 131 Millionen Meilen zurück, ohne ein einzigesmal auszuruhen. Was aber sonst noch von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner thäten, was dem Herrn äbel gefiel, bisweilen aber doch auch etwas das ihm wohl gefiel, siehe das ist geschrieben in den vorigen Jahrgängen des Kalenders.

Nach der Erde kommt der wunderschöne Planeten Mars, der nicht wie die andern ein gelbes oder weißes, sondern ein röthliches Licht hat, als wenn unaufdröcklich ein großes Freudenfeuer dort brennte. Er erscheint uns wie die andern Planeten, nicht immer gleich, weil seine Weite von uns weg nicht immer die nämliche ist. Er ist größer und schöner, wenn er näher bey der Erde ist; unscheinbar und klein, wenn er weit wegsteht. Er ist übrigens von der Sonne fast 52 Millionen Meilen weit entfernt, braucht doch nur ein Jahr und 322 Tage zu seinem Umlauf um dieselbe, und durchläuft in solcher Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen. Dagegen ist er 5mal kleiner als die Erde und fast 10mal leichter, und kann also schon flätiger fortkommen.

Für den nächsten Planeten nach dem Mars hat man von den Ältesten Zeiten an bis vor wenig Jahren den Jupiter gehalten, und war mit keiner Lieb zwischen Ihnen noch ein anderer zu entdecken. Die Sternseher aber behaupt-

eien herzhaft, zwischen ihnen fehle einer, ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe. Entweder, sagten sie, ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er hat seinen jüngsten Tag und die Auferstehung seiner Todten schon erlebt, und ist nachher im Feuer aufgegangen, oder sonst verkommen.

Dies brachten sie folgendermaßen heraus: Wenn man sich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, so für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie, gleichweit von einander hundert Pünktlein vorstellt, so steht von der Sonne weg auf dem vierten Pünktlein der Planet Mercurius, und kann Niemand etwas dafür, daß er dort steht und an keinem andern Ort. Wenn man aber weiter zählt drey, dort steht die Venus. Zählt man weiter zweymal drey ist sechs, dort steht unsere Erde; zählt man weiter zweymal sechs ist zwölff, dort steht der Mars und fehlt sich nicht. Zählt man weiter zweymal zwölff gibt vier und zwanzig, dort sah man Nichts; und doch, wenn man wieder weiter fortfährt, und sagt: zweymal vier und zwanzig ist acht und vierzig, so steht daselbst wieder der Planet Jupiter; und zweymal acht und vierzig ist sechs und neunzig, dort ist der Saturn. Sechs und neunzig aber addirt mit den vier ersten Punkten von der Sonne weg bis zum Mercurius thut hundert, so, daß also der Saturnus richtig auf dem hundertsten Pünktlein steht. Weil nun alle diese Planeten in einer so sichtbaren Proportion und Ordnung von einander abstehen, und doch auf dem Pünktlein 24 nichts zu sehen war, deswegen sagten die Sternkundigen, dort müsse auch noch einer stehen, wenn er nicht schon wieder verschwunden sey. So etwas erzählt der Hausfreund nicht allen Leuten; aber seinen Lesern kann er nichts vorenthalten, damit sie sehen, was wir Sternseher und Kalendermacher für respectable Leute sind, so die Sterne des Himmels überschauen, wie ein Hirt seine

Schäflein, oder ein Schulherr seine Kinder, und merkt gleich, wenn eins fehlt. Wie gewiß wir aber unserer Sache sind, das hat sich vor einigen Jahren zu großer Freude gezeigt. Denn als der berühmte Mann Namens Herschel, laut dem Kalender von 1805., vor mehreren Jahren eine neue Art von Fern-Röhren oder Perspektiven erfunden hatte, die noch viel weiter tragen als die alten, so hat man einen kleinen Planeten auf No. 24 richtig entdeckt, und sich etwas Rechtschaffenes darauf eingebildet. Allein das ist noch nicht alles. Denn da dieser Planet so klein erschien, so hatte man das Herz, zu behaupten, er sey nimmer ganz, sondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch diese Vermuthung scheint durch die Erfahrung bestätigt zu seyn, indem man nachher in kurzer Zeit naheinander noch 3 Sternlein ungefähr in der nämlichen Weite von der Sonne weg entdeckte, so, daß man jetzt statt einem, der zu fehlen schien, vier auf einmal hat. Es ist daher fast nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein großer Planetstern an jener Stelle gewesen, und schon vor undenklichen Zeiten in diese vier Stücke zersprungen sey.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, so nannte man diese vier: die Pallas, die Juno, die Ceres und die Vesta. Drey davon sind durch deutsche Männer entdeckt worden.

Nach diesem kommt nun 108 Millionen Meilen von der Sonne weg der neunte Planet Jupiter genannt. Ob er gleich in unsern Augen nicht größer als ein brabantischer Thaler aussieht, so ist er doch 1474mal größer als die Erde, und der größte unter allen Planeten. Er vollendet seine Laufbahn um die Sonne in 12 Jahren nur einmal, und um ihn selbst bewegen sich in ungleichen Entfernungen 4 Monde, welches schön aussehen muß, wenn sie in einer Nacht alle zugleich am Himmel sehen. Auch laufen mehrere veränderliche graue Streifen

Aber Ihn weg, und man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

Der zehnte Planet ist der Saturn. Dieser ist von der Sonne fast noch einmal so weit entfernt als der Jupiter, nämlich 199 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaßt mehr als 1280 Millionen Meilen, wozu er $29\frac{1}{2}$ Jahr vordrückt hat. Da er so entsetzlich weit von der Sonne entfernt ist, so muß auf ihm das Licht derselben 90mal schwächer als auf unserer Erde seyn, und muß einer schon gute Augen haben, wenn er dabey eine Nadel will einfäden.

Dafür hat er aber sieben Monde, die ihm seine trübe Tage erfreulich machen, und seine lange Nächte erheitern. Ueberdies hat dieser Planet noch etwas, was kein anderer hat, einen Ring, so aber doppelt ist. Dieser Ring zieht sich in einer nicht gar großen Entfernung um den Saturn ringsherum, ist sehr breit, nicht gar dick, und wird ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Ohne Zweifel wirft er sein Licht eben so wie die Monde auf den dunklen Körper des Planeten zurück, und hilft zu seiner Erhellung. Sonst weiß man von ihm nicht viel zu sagen.

Lange hat man geglaubt, dieser Saturn sey nun der letzte Planet, an den die Sonne scheint, und jetzt sey man fertig, bis der berühmte Herschel, von welchem oben Erwähnung geschah, ebenfalls ein geborner Deutscher, am 13. May 1781. zur großen Verwunderung und Freude der Gelehrten, noch einen neuen entdeckte, welcher nun an der Zahl der elfte ist, und vielleicht noch nicht der letzte. Denn der schwache Mensch kommt der göttlichen Allmacht nie an das Ende, und man muß nie sagen: Wo ich nichts mehr sehe, dort ist nichts mehr. Dieser neue Planet heißt Uranus, wird aber ohne Zweifel der älteste seyn. Er ist noch einmal so weit von der Sonne entfernt, als der Saturn.

Ein Jahr auf diesem Planeten währt so lang

als bey uns 85 Jahre oder ein langes Menschenleben, und ein hundertjähriger Kalender thut daselbst 8500 Jahre lang gut. Wegen der großen Entfernung ist daselbst die Wirkung der Sonne 361mal schwächer als bey uns. Dagegen wird er von sechs, und vielleicht noch mehreren Monden erleuchtet, die um ihn herum ausgehen und untergehen, jeder zu seiner Stunde, und muß der Kalendermacher allda ein ganzes Mann seyn, und ein recht Stück Arbeit haben, bis er fertig ist, wenn er für jeden Tag des langen Jahres jedes Mondes Aufgang und Untergang, und ihre Brüche ausrechnen und anzeigen soll.

Das sind nun die Planetensterne, welche man bis jetzt kennt und entdeckt hat, nach ihrer Reihe, Massen und Zeiten. Weil man aber so eine Zahl von ein Paar hundert Millionen Meilen leicht wegließt, und nicht daran denkt, wie viel sie ausweist, so merke: Eine losgeschossene Kanonen-Kugel kommt schnell an Ort und Stelle. Wenn aber eine solche in diesem Augenblick von der Sonne nach der Erde abgefeuert würde, und sie sölge in der nämlichen Geschwindigkeit immer fort und fort, und der Constabler in der Sonne hätte auf keinen andern Menschen gezielt, als auf dich, trübe auch keinen andern, so darfstest du deswegen herzlich noch ein neues Haus anfangen zu bauen, und darin essen, trinken und schlafen, oder eine Frau nehmen und Kinder erzeugen, und in die Schule schicken, und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheirathen, und vielleicht noch Enkel erleben, und die Kanonen-Kugel sölge noch immer und immer im unermesslichen Raum, und käme erst nach 25 Jahren auf der Erde an. In dem Merkur aber langte eine solche Kugel an ungefähr nach 10 Jahren; in der Venus nach 18, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter nach 130, bis zu dem Saturnus aber hätten sie zu fliegen 238, und zu dem Uranus 479 Jahre aus und ein, und ohne Unterlaß Tag und Nacht.

So weit sind diese 11 Sterne einer nach dem andern von der Sonne emfernt, die gleichsam ihre Mutter und Säugamme ist; und sie verbreitet doch rings um sich bis zu dem letzten, so viel Licht, und Wärme und Segen als jedem nöthig ist, und der unsichtbare Gott, der sie erschaffen hat, ist mit seiner Allmacht und Güte überall zugegen, und sätigt und erfreut alles was da lebet, mit Wohlgefallen.

Die Wachtel.

Zwey wohlgezogene und ehrbare Nachbarn lebten sonst mit einander immer in Frieden und Freundschaft, jetzt zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar, und sagt: „Freund, begreift ihr nicht, daß mir euer Lärmenmacher, euer Tambour da sehr ungelegen seyn kann, wenn ich Morgens noch ein Ständlein schlafen möchte, und daß ihr euch unwerth macht, bey der ganzen Nachbarschaft?“ — Ihm erwiderte der Nachbar: — „Ich begreife das Gegentheil. Ist's nicht aller Ehren werth, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarschaft den Morgen umsonst ansagt, und die Gefellen weckt, auch sonst Kurzweil macht, und ich trage die Abzugskosten allein?“ Als alle Vorstellungen nichts verfangen wollten, und die Wachtel immer früher schlug, und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal, und sagt: „Freund, wär' euch eure Wachtel nicht feil?“ Der Nachbar sagt: „Wollt ihr sie tod machen, das nicht?“ — erwiderte der andere. — „Oder fliegen lassen?“ — „Nein, auch nicht.“ — „Oder in eine andere Gasse stiften?“ — „Auch das nicht, sondern hier vor mein Fenster will ich sie stellen, damit ihr sie auch noch hören könnt alle Morgen. Der Nachbar merkte nichts, denn er war nicht der Klügere von beyden. „Ey,“ — dachte er, — „wenn ich sie vor bei-

nem Fenster umsonst hören kann, und bekomme noch Geld dazu, so ist's besser.“ — „Ist sie euch ein Zweyguldenstück werth.“ — fragte er den Nachbar. Der Nachbar dachte zwar, es sey viel Geld, doch soll's ihm nicht verloren seyn, und noch in der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartirt.

Am andern Morgen, als sie ihren boeligen Besitzer aus dem Schlaf erweckte, und er eben denken wollte: „Ey meine gute Wachtel ist auch schon munter,“ — halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: „Nein, es ist meines Nachbarns Wachtel,“ — das undankbare Vieh, sagte er endlich am dritten Morgen, ein Jahr lang hat sie bey mir gelebt und gute Tage gehabt, und jetzt hält sie es mit einem andern, und lebt mir zum Schabernack. — Der Nachbar sollte verständiger seyn, und bedenken, daß er nicht allein in der Welt ist, wenigstens nicht allein in der Stadt.“ Nach mehrern Tagen aber, als er vor Verdruß es nimmer aushalten konnte, redete er hinwiederum den Nachbar an: „Freund,“ — sagte er, — „euere Wachtel hat in der vergangenen Nacht, wieder einen kurzen Schlaf gehabt.“ — „Es ist ein braver Vogel,“ — erwiderte der Nachbar, — „ich habe mich nicht daran verkauft.“ — „Er ist recht brav worden in eurem Futter,“ — fuhr jener fort. — „Was verlangt ihr Aufgeld, daß er euch wieder feil werde!“ Da lächelte der andere, und sagte: „Wollt ihr sie vielleicht tod machen.“ — „Nein“ — „oder fliegen lassen,“ — „das auch nicht,“ — „oder in eine andere Gasse vermachen?“ — Auch das nicht. Aber an ihrem alten Platz will ich sie wieder stellen, wo ihr sie ja eben so gut hören könnt, wie an ihrem jetzigen.“ — „Freund,“ — erwiderte ihm hierauf der Nachbar, — „vor Euer Fenster kommt die Wachtel nimmer mehr, aber gebt ihr mir meine zwey Gulden wieder, so laß ich sie fliegen. Der Nachbar dachte bey sich: „Wohlfleiler kann ich sie nicht los werden,

als für sein eigenes Geld.“ Also gab er ihm die zwery Gulden wieder, und die Bachel floz.

Der geneigte Leser wolle hieran gelegenheitlich erkennen, wenn er es nöthig hat, was für ein großer Unterschied es sey, ob etwas vor dem eigenen Fenster und in dem eigenen Hause geschieht, oder in einem andern, ferner, — denn es braucht keine Wachtel dazu — ob einer in einer Gesellschaft selber pfeift, und auf dem Tische trommelt, oder ob es ein anderer anhören muß, item: ob einer selber bis Nachts um 10 Uhr eine langweilige Geschichte erzählt, und ob ein anderer dabey seyn, und von Zeit zu Zeit sich verwundern, und etwas dazu sagen muß, gleich als ob er Nicht gäbe.

Der vortheilhafte Roßhandel.

Folgende glaubhafte Geschichte wird erzählt, nicht zur Nachahmung für leichtfertige Söhne, sondern zur Warnung für leichtglaubige Väter. Ein leichtglaubiger u. unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deswegen, hatte ein braunes Rößlein, und einen lustigen Sohn. Aber um den Sohn und um die Haushaltung bekümmerte er sich weniger als um seine Halbdätschen Bücher. So bekümmerte sich der Sohn weniger um den Vater, als um die Kannen und Gläser, und weniger um das Zahlen, als um das Trinken, und war ein Student. Fragte Jemand den Vater, wenn er von Tische aufstand, ob er Sauerkraut oder Apfelmuß zu Mittag gegessen habe, er wußt es nicht. Fragte Jemand den Sohn wo der beste Wein im Städtlein verzapft werde, er wußt's. Eines Abends aber als er aus dem Lbwen nach Hause gehen wollte, nahm ihn der Lbwenwirth auf die Seite: „Herr Benedikt, wie haben wir's endlich mit einander? Es sind jetzt vier Monate.“ — Als er nach Hause gieng begegnete ihm der Ritterwirth: „Ey Herr Benedikt, sieht man euch

auch wieder einmal? Es scheint ihr könnt die Rittergasse gar nimmer finden: Was gilt's ich finde die euer?“ Als er um das Eck herum gieng, lief er dem Ansel Hirsch in die Hände: „Na Herr Benedix, wie lange soll ich auf Johanni warten, oder was fährt ihr vor einen Kalender? den hundertjährigen? Als er aber nach Hause kam, war sein erstes, er fährt das Roß aus dem Stall, und redete etwas mit dem Knecht, und den andern Morgen als der alte Herr den Halbdätschen Morgensegengebet hatte, fragt ihn der Sohn, wißt ihr auch, Herr Vater, daß heute Nacht das Bräunlein crepirt ist?“ — „Was hat ihm gefehlt,“ — fragte der alte Herr, nicht ohne Schmerz. „Man muß ein anderes kaufen.“ — „Wenn wir nur geschwind wieder so eins hätten,“ — erwiderte der Sohn.

Den zweiten Morgen oder dritten bindet er das Rößlein wieder in den Hof, und ruft dem alten Herrn am Fenster, er habe ein Rößlein im Handel. „Sieht ein Ey dem andern gleich“ — sagte er, als der alte Herr heraus kam, so thut's das alte Roß und das neue. Und nur 18 Louisd'or. Wenn ihr's kauft, sagte er, so habt ihr 12 Louisd'or reinen Profit. Denn unter 30 hätte ich das alte nicht hergegeben, und ist auf und nieder das nehmliche. Der Vater sagte: „Ein wenig kleiner, meyn ich sey es,“ — wie man sich täuschen kann. — „Um's Erkennen,“ — erwiderte der schlaue Sohn. Kurz das Bräunlein gefiel dem alten Herrn, und der Handel wurde richtig. Der alte Herr gab dem Sohn die 18 Louisd'or, und der Sohn bezahlte den Lbwenwirth, den Ritterwirth und den Juden, hat auch seitdem gut gelernt Wasser trinken, als Abschreiber in einer Würzburgischen Schreibstube.

Belehrung über das Wetterglas.

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wet-

terglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinn hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Lächlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Aug des Lesers hat's noch nicht von Abthen. Jetzt schaut er's bedenklich an, und sagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten.“ Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Quecksilber gar nicht lupfen wil, als wenn er es wecken müßte, wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig ob sich geht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wo zu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen Jahres im Kopf trägt, und selber eins ist. Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sagen sie: „Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich. Ein andermal, wenn er ruhig ein Schyppelein trinkt, oder er raucht Taback, und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie: „das Wetter bessert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus, und raucht Ringlein.“

Gleichwohl weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläsern zugeht, will er's sagen.

M e r k e :

Erstlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Röhleins oder Köpfeins, worin sich das Quecksilber sammelt, eine kleine Oeffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anders ist, dort sey doch wenigstens Luft. Aber oben in

der langen Röhre, wo das Quecksilber aufhört, bis ganz oben, wo die Röhre auch aufhört, ist keine Luft, sondern Nichts, reines klares, offenbares, nie gewesenes Nichts.

Dieß wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Quecksilber, durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dieß könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben.“

Drittens: Die Luft, die die Erde und alles umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja sie will vermöge einer inwendigen Kraft unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt, und so zu sagen ausgespannt seyn, bis auf ein Gewisses.

Denn sie ist Gottes lebendiger Athem den die Erde einhält, und alles durchdringt und segnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Thüre, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser, und aus einem Gehalt in das andere, und durch die kleine Oeffnung an der Spitze des Röhleins hinein, und drückt auf das Quecksilber, und die Luft, welche noch außen ist, drückt immer nach, und will auch noch hinein. Ey, sie drückt und treibt, das Quecksilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber in der Röhre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es vermöge seiner eigenthümlichen Schwere der Luft wiederum der Gestalt entgegen, daß beyde in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft, gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft spricht: „Gelt du mußt droben bleiben!“ Das Quecksilber spricht: „Gelt du bringst mich nimmer höher.“

D

Merke Viertens die Humpfächer: Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal stärker, ein andermal schwächer. Die Gelehrten wissen selbst noch nicht recht, wo dieses herrühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird nun die Ausspannung der Luft auf einmal stärker, so daß man sagen kann, sie gewinne neue Kraft, so drückt sie auch um das stärker auf das Quecksilber im Röhlein also, daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal bis über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachläßt, drückt im Augenblicke die Schwere des Quecksilbers, in der Röhre noch gegen das Röhlein, bis sie mit dem Druck der Luft wieder im Gleichem ist, welcher Gestalt also das Quecksilber in der Röhre sinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Also steigt und fällt das Quecksilber, oder wie man sagt das Wetterglas, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörten Wechsel in der Luft. Solche Gnade hat Gott dem Menschen verliehen, daß ihm in gläsernen Röhren sichtbar werden kann, was in der unsichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leser ist vorsichtig, und glaubt nicht alles auf das Wort. Merke also:

Fünftens, der Beweis: Wenn die Mutter gebären hat, und das Bublein ist ein Stücklein lindes Brod, es beißt nicht schlecht hinein, und schmeckt ihm wohl: — klaubt es nun ein Grimmelein von dem Brod herab, und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichsam wieder ein Taig daraus wird, und stopft damit die Oeffnung an dem Röhlein zu, von dem Augenblicke an geht das Quecksilber nimmer ob sich und nimmer unter sich, sondern bleibt unaufhörlich stehen, wie es stand. Warnung. Weil die Luft nimmer auf das Quecksilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt, und hätte den

besten Luft, er gäbe dem Bublein eine Ohrscheige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum zweiten mal geschieht.

Wenn es ihm aber mit feiner Vorsicht gelungen ist, die Oeffnung wieder frey zu machen, die Luft kann wieder auf das Quecksilber drücken wie vorher, stärker oder schwächer, alsdann fängt es auch wieder an lustig zu steigen und zu fallen. Also rührt die Veränderung in dem Stand des Quecksilbers von der Luft her, welche durch die Oeffnung des Röhleins hineingeht, und auf das Quecksilber drückt.

Daß aber die Luft allein es sey, welche im Stand ist mit wunderbarer Kraft, das Quecksilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben, und in dieser Höhe schwebend zu erhalten ist der Beweis, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht, und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt, das Quecksilber in der Röhre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen als in dem Röhlein steht, gleich ist, und hat alsdann alles ein Ende, denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Röhlein drückt jetzt mit gleicher Gewalt, gegen einander, und verrichtet ihre Kraft an sich selber, also daß das Quecksilber freyes Spiel bekommt, und seiner eigenen Natur folgen kann, die da ist, daß es vermöge seiner Schwere hinunterfällt, bis auf den Boden, oder auf das unterste des Raumes, worin es eingeschlossen ist.

Merke Sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt sich stärker auszudehnen und zu drückt, daß alsdann gemeinlich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläßt, und gleichsam matt wird, man weiß nicht warum, so macht sich gewöhnlich ein Regen zu recht, oder ein Sturmwind, oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkern oder schwächern Druck der Luft

anzeigt, solchermaßen kündiget es auch zum Voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anders dazwischen kommt. Bisweilen aber falliren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist.

Denn der liebe Gott hat auch noch allerley andere kleine Hausmittel um den Wechsel der Bitterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch Niemand verrathen hat. Die Wettergelehrten ärgern sich schon lange darüber.

Solche Verwandniß hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Ein Undermal will der Hausfreund vortragen, was bey der Beobachtung desselben zu beobachten ist. Merke einstweilen noch. Wenn man dem Ding einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nöthig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben: *Parometer*, sondern *Barometer*.

Merkwürdiges Alter.

Der geneigte evangelische Leser wird sich noch mit Freude erinnern, daß er im Jahr 1817. das 3te Reformationsfest erlebt und begangen hat. In Frankfurt aber am Main lebte damals noch eine Frau deren Tauffchein vom Jahr 1707. aus den Tagen Kaiser Josephs des ersten lautet. Diese Frau hat also das nämliche Fest schon zum 2tenmal erlebt, und kann sich noch erinnern, daß sie das Erstemal im J. 1717. als ein 10jähriges Mägdlein von ihrer Mutter in die St. Peterskirche sey geführt worden. Sie sagt aber es sey unterdessen Vieles anders geworden, auch mit ihr.

Uebrigens ist es ein merkwürdiges Ereigniß wer ein Dank- und Ehrenfest, das alle hundert Jahre nur Einmal kommt, in seinen Tagen zweymal begehen kann, einmal in der Morgenröthe des aufgehenden Lebens, und das andere mal an seinem späten Abend wenn die Stimme der Mutter nun leise wird, und der Mandelbaum blüht, und die Heuschrecke beladen ist. — Ein Anderer könnte hundert Jahr alt wer-

den, weniger einen Tag, and wäre nicht im Stand, ein einziges Reformations-Fest zu erleben.

Der Furtwanger in Philippsburg.

Im Jahr 1754., als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg, und die Reichs-Truppen lagen darin, steht ein Rekrut, ein Furtwanger auf einem einsamen Posten seitwärts vom Angrif, und denkt: „Wenn's nur nicht hieher kommt!“ Indem wächst ganz leise eine Französische Grenadier-Kappe hinter dem Rempart herauf, und kommt ein Kopf nach mit einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen. Denn ein Paar Duzend Baghälse hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um unbeschrien auf den Rempart zu kommen, und sahen die Schildwache nicht, daß eine da sey. Springt der Furtwanger herbey, und gibt dem Franzosen einen Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her aus Windbüchsen, und geht ein zweytes Franzosen-Gesicht auf hinter dem Rempart. Gibt ihm der Furtwanger auch einen Stich, und sagt: „aber jetzt kommst du nimmer.“ Item: es kam der dritte, und der vierte und bis zum zwölften. Als der Sturm abgeschlagen war, und der Platzkommandant auf dem Platz herumritt, ob alles in der Ordnung sey, sieht er von Weitem die Sturmleiter und zwölf todte Franzosen dabey, und wie er zu dem Posten kommt, fragt er den Furtwanger: „was hat's hier gegeben?“ — So? sagt der Furtwanger, Ihr habt gut fragen. Wißt ihr, daß mic einer mehr zu schaffen gemacht hat, als Euch alle. Nur zwölf Mal hinter einander hat er angefeßt. Unten im Graben muß er liegen.“ denn er meynte, es sey immer der nämliche gewesen, und es könne nur mit dem Bissen zugegangen seyn, daß ihm allemal hinter dem Bajonett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Commandant und die Offiziere, so mit ihm waren, und nahm ihm seinen Unverstand nicht übel, sondern er ließ ihm für jeden ein Halb-

guldenstück Stechgeld bezahlen, und durfte er aber dieß selbstgen Abend auf Rechnung der Reichs-Operationskaffe Wein trinken und Speck essen, so viel er wollte.

Das Advokaten-Testament.

Ein Advokat, der am Ende seines Lebens fast eine Unruhe des Gewissens darüber empfand, daß ihn sein Beruf so reich gemacht hatte, stiftete sein ganzes schönes Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung für so manchen verständigen und rechtlichen geneigten Leser der aus rechter Ueberzeugung und Pflicht, in einen Prozeß verwickelt seyn kann, will der Hausfreund nicht verrathen, was der Advokat für eine Beruhigung darin gefunden habe. Auch kann sich der Advokat geirrt haben, aber er meynte wenigstens, es sey billig.

Einer Edelfran schlaflose Nacht.

(Mit einer Abbildung.)

Es ist nichts Lehrreicher als die Aufmerksamkeit wie in dem menschlichen Leben alles zusammenhängt, wenn man es zu entdecken vermag. B. Zahnschmerzen und das Glück eines Ehepaars, und wie selbst das was unrecht und verboten ist, wieder gut gemacht werden kann, wenn's an den rechten Mann oder an die rechte Frau kommt, und wie in dem großen unaufhörlichen Wechsel der Dinge alles Einzelne wieder verschwimmt, daß man ihm nimmer nachkommt, und noch gethan bleibt, und nicht verlohren geht, es sey gut oder böß, gleich als wenn man ein Glas Wasser in den Rhein ausgießt. Kein Sterblicher ist im Stand es wieder heraus zu schöpfen, sondern es ist jetzt dem Rhein vermählt und augenblicklich verschwimmt in der großen Fluth. Ja wenn die Sonne Wasser aufzieht, wie man zu sagen pflegt, sind ein

Paar Erdypstein dabon vielleicht auch dabey, und fallen irgend wo, in Baiern oder Lothringen wieder aus einer Wasser-Wolke vom Himmel herab, und erquickten ein Blümlein.

Eine Dienst-Magd, jung und brav, auch hübsch, und ein Knecht gleicher Qualität, dienten miteinander auf einem Edelhof, und hätten nicht so gerne Kaffee getrunken, oder alle Tage Braten gegessen, als vielmehr einander geheurathet. Allein sie waren Leibeigene, in soweit, daß sie verpflichtet waren, eine gewisse Zeit Hofdienste zu thun, und die Edelfrau auf dem Hofe wollte sie nicht früher aus dem Dienst entlassen, weil sie so brav waren in ihrer Aufführung, und so fleißig und treu in ihren Geschäften. Deswegen saßen sie oft beysammen und weinten, oder sie weinte und er nagte an einem Holzpflitter. Ein andermal, wie die menschliche Laune wechselt, sprachen sie sich Muth ein, daß es ja nur noch um zwey Jährlein zu thun sey, und freuten sich schon zum Voraus ihres zukünftigen Glücks, wenn „du mein Weib bist“ — sagte er — „und ich dein Mann,“ und einmal vergaßen sie sogar die Zukunft, und meynten es sey jetzt. Nach Verlauf aber eines Jahres hat die Frau auf dem Edelhof in der Nacht desperates Zahnweh, nicht gerade deswegen. Sie steht aus dem Bette auf, und wirft sich auf einen Stuhl, sie läuft aus einer Stube in die andere, aus der andern in die dritte. In der dritten setzt sie sich gegen über einem Fensterlein das in die Küche geht, mit einem weißen Vorhang davor, und das Zahnweh wird ihr nun bald vergehen. Sie sitzt jetzt am rechten Ort dazu. Denn auf einmal sieht sie hell werden hinter dem weißen Vorhang, sie hört etwas sich bewegen, sie hört etwas flüstern und nistern, sie schiebt leise das Vorhänglein weg, und in der Küche stehen der Knecht und die Magd an einem Feuerlein Nachts um 12 Uhr, und legen Späne an das Feuer, und auf dem Feuer steht ein Pfännlein. — Bereits gibt's das Zahn-

...den, und
...Zerlegung
...in einem
...trau, und
...lich, das
...und die
...oder die
...die einste
...sige, in is
...eine ganz
...dellrau au
...dem Zeit
...in ihm
...ra in ihm
...bestimm
...er nahe ei
...al, wie die
...en sie sich
...gney, die
...schon ge
...wenn die
...d sich der
...sogar die
...Nach die
...u auf den
...Zehnten
...aus den
...men Stuk
...obere, an
...ritten ist
...in das in
...in der
...re zum Leb
...Der die
...erden jense
...das die in
...nd nicht
...g, und in
...Wohl in
...und liegt
...dem Reue
...das Zige



weh eht wenig nach. — „D ihr gottlozes Lampenpack,“ — sagte sie inwendig für sich. So ist denn keinem Menschen mehr zu trauen. Habt ihr nicht alle Tage euer ordentliches Essen. Ist es euch nicht gut genug. Müßt ihr mich noch in der Nacht bestehlen, und Lederbissen kochen!“ Nach einiger Zeit stellt das Welbebild das Pfännlein von dem Feuer, als ob sie jetzt die Lederbissen verzehren wollten, der Knecht aber geht zur Thüre hinaus. — „Wie der Tag anbricht, laß ich beyde in das Gefängniß werfen, so fuhr die Edelfrau fort, und jage sie weg, ohne ehrlichen Abschied. Am Ende wird mir die Dirne auch noch schwanger von dem Pürschen, in meinem eigenen Haus. So weit soll's mir nicht kommen. Indem kommt der Knecht zurück, und bringt ein vier- teljähriges Kind auf dem Arme und gib't der Mutter auf die Schoos. Da hörte plößlich das Zahnweh der Edelfrau auf, wie weggesogen. Die Mutter gibt dem Kindlein aus der Pfanne den Brey, sie legt es an die mütterliche Brust, und der Schein des abnehmenden Feuers gieng zu rechten Zeit über ihr Angesicht, als sie mit nassen Blicken ihr Kindlein noch einmal beschaute, und dem Vater zurück gab, und etwas zu ihm sagte. Dnn da ward das Herz der Edelfrau wunderbar bewegt, und kam auf andere Gedanken, denn es war ihr als ob die Mutter mit den nassen Blicken gesagt hätte: „Gott wird des armen Wärmleins sich auch erbarmen, und als ob sie dazu bestimmt wäre. Ja es fuhr ihr mit Grausen durch die Seele, was für ein Unglück in ihrem Hause hätte geschehen können, wenn nicht Gott das Herz der Eltern vor einem schweren Verbrechen bewahrt hätte.

Am frühen Morgen aber ließ sie beyde Eltern vor sich bescheiden. Beyde sahen einander an. „Was gilt's,“ — sagte sie — „wir bekommen unsere Freiheit.“ — „Dber auch nicht,“ — sagte er. Die Edelfrau aber, als sie hereingetreten waren, redete sie ernsthaft

und gebieterisch an: „Wo habt ihr euer Kind.“ Da glaubten beyde in den Bösen zu versinken vor Schrecken und Schaam, und schauten einander verstohlener Weise an, gleichsam ob das andere noch da sey. „Wo ihr euer Kind habt,“ — wiederholte die Edelfrau. — „Weil wir denn doch eins haben“ — stotterte endlich der Vater, — „in der Holzkammer hinter einer Beige.“ Als es aber der Pürsche holen mußte, bracht er es, wie es war in einem alten Felleisen. Es war reinlich gehalten und gebüschelt auf einem Bettlein von Heu, und weinte, als ob es schon wüßte wie man es machen muß. Da erbarmte sich das Herz der Edelfrau noch mehr, und als die treue Magd und Mutter reuevoll und mit Thränen bat, sie und ihr unschuldiges Kind nicht unglücklich zu machen, konnte die Edelfrau ihre Nahrung nicht mehr verbergen: „Rein, ich will euch nicht unglücklich machen,“ — sagte sie. Ich will euch die Härte vergelten, die ich an euch begangen habe. Ich will euch den Kummer versüßen, den ihr getragen habt. Ich will eure Sünde wieder gut machen. Ich will euch die Barmherzigkeit vergelten, die ihr an euerm Kinde gethan habt. „Meynt man nicht, man höre den lieben Herr Gott reden in den Propheten oder in den Psalmen? Ein Gemüth das zum Guten bewegt ist, und sich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemüth zieht nämlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deswegen auch in seine Sprache. „Ihr könnt euch am Sonntag in der Stille zusammen geben lassen,“ — sagte die Edelfrau. Ich will euch ein angenehmes Heirathsgut stiften. Ich will aus euerm Kinde etwas werden lassen. „Ist's ein Bublein?“ — Also wurden sie am nächsten Sonntag auf Geheiß der Edelfrau zusammen gegeben, und lebten seitdem in Liebe und Frieden ehelich beisammen. Das Bublein aber kann jetzt schon Haselnüsse aufbissen, und lernt fleißig, und hat runde rotze Backen. — Was aber weiter daraus werden soll, weiß der, der den Him-

uel mit der Spanne misst, und den Staub der Erde mit einem Dreßling.

Fortsetzung der vaterländischen Geschichte.

Was nun in dem Kalender der Jahre 1813. und 1814. über die Zeittafel der vaterländischen Geschichte weitläufig ist erzählt worden, das läßt sich zur Wiedererinnerung im Jahr 1819. kürzlich also zusammen stellen. —

Erstlich waren die Markmannen im Land ein deutsches Geschlecht. Die sind wieder davon gezogen und verschollen. Man hört nichts mehr von ihnen. — Nach ihnen kam allerley fremdes Volk über die Gränzen hinüber in die verödeten Besitzungen, und zogen die Römern nach sich. Die legten Städte an, und bauten Thürme und machten das Land zinsbar auf lange Zeit.

Endlich kamen, man weiß nicht recht woher, die Allemannen, ein braves gesundes Geschlecht, des dormaligen rheinländischen Lesers Stammväter größtentheils. Die kauften den Fremden, den Römern die schönen Landschaften für sich und ihre Nachkommen ab, nicht mit Geld, sondern mit dem Schwerdt, und übten weit und breit ihre Herrschaft aus, ein mächtiges und furchtbares Volk, bis in das Jahr nach Christi Geburt 496. Da stießen sie mit einem andern deutschen Volk, mit den Franken wie zwey Gewitterwolken zusammen, in der Schlacht bey Zulpich. Denn das liebten die Deutschen von jeher Händel auf eigenem Boden. Sie weßen in Friedens-Zeiten die Tapferkeit aneinander selbst, damit sie im Krieg scharf genug sey gegen den Feind.

In der Schlacht von Zulpich aber verlorh der tapfere Heer der Allemannen den Sieg und seine Herrschaft, und wurden Unterthanen des fränkischen Königs wie bereits in dem Kalender des Jahrs 1814. ist erzählt worden. Das gefällt dem geneigten Leser am Hausfreund

fast noch am besten, daß er ihn gern alles zweymal sagt.

Diese unglückliche Schlacht dämmte hernach das herrliche Gebiet der Allemannen, in ein Herzogthum ein, dessen nördliche Gränze, noch jetzt von dem Schwarzwald herab, durch die lustige Stadt Baden läuft, nämlich die Dossbach die bey dem Dorfe Dos, auf dem halben Weg zwischen Nastadt und Bühl an die Landstraße tritt, und nachgehends jenseits derselben mit der Murg gemeine Sache macht. In dieser Gegend berührten sich die fränkischen und allemannischen Wohnsitz, und noch jetzt, nach mehr als 1000 Jahren ist dort die Scheidelinie zwischen zwey Völkern wohl erkennbar. Dann um ein Paar Stunden Wegs über der Dossbach auf und ab wird alles auf einmal anders, andere Gesichtszüge, und ein anderer Wuchs, wer genau darauf Acht gibt, vornehmlich aber eine andere Sprachweise andere Sitten und Gebräuche, ein anderer Zuschnitt, und andere Farben der Kleidung. Ferner wurde das Land in Gauen eingetheilt, oder in Landschaften. Davon sind zwischen dem Schwarzwald und Rhein im Namen noch übrig: das Breisgau und die Ortenau, eigentlich die Moringau. Verklungen aber sind weiter hinab über der Dossbach die alten Benennungen das Ufsgau, das Albgau und andere. Weiter wurden die größeren Gaue eingetheilt in mancherley Grafschaften, die Grafschaften noch in kleinere Aufsichten und Gebiete. —

In solche Maschen strickten sie für die Zwecke des Kriegs und Friedens das Land voll tapferer Männer, voll Freiheits-Lust, und siegewohnter Schwerdter. Mancher Tropfen Blut wurde zwar noch um das theure Eigenthum des vaterländischen Bodens und seiner Freiheit vergossen, aber vergeblich. Nach und nach lernten die Väter in dieser Frankenschule was jetzt den Enkeln so wohl ansteht. Sie gewöhnten sich an beständige Wohnsitz, und an häusliches Eigenthum. Die meisten jetzt noch blü-

henden Ortshafien dattren sich aus diesem Zeitalter. In der nämlichen Schule lernten sie den Ackerbau und allerley nützliche Handthierungen, und erkannten die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der Gesetze, wenn man sie ehret. In sie warfen ihre heidnischen Altäre um, und errichteten an ihre Stelle das heilige Kreuz. —

Mancher geneigte Leser wird gar nicht lange fragen, auf welcher Straße die Boten des Evangeliums mit ihren Friedenspalmen, und Auferstehungs- und Himmelfahrts Fahnen zuerst in das Land gekommen seyen. Er meynt ganz natürlich von Bethlehem und Nazareth, den nächsten Weg über Augsburg und Ulm. Antwort: Der Wind weht wohin er will, und du hrest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt, und wohin er geht.

Zwar wie das schöne Tageslicht wenn es einmal aufgegangen ist, breitet es sich nach allen Seiten aus, und scheint in die dunkeln Gemächer, also auch das Evangelium, nachdem es aus Jerusalem über das mittelländische Meer in Italien gelandet hatte, sendete es bald seine Morgenstrahlen an die Gränzen unseres Vaterlandes. Aber um den Schwarzwald selbst und seine Gauen gieng es still herum durch Frankreich, und noch einmal über ein Meer, als ob es sich zuerst an die fremden Völker und an ihre Bildnisse gewöhnen wollte. und zündete hernach noch von England und Irland her seine Lichtlein im Schwarzwald an. Der erste, der aus jenem Land, auf einer langen Pilgerreise, wahrscheinlich um das Jahr nach Christi Geburt 512. in den Schwarzwald kam, war der heilige Fridolin, der ließ sich nieder auf einer waldigen Insel des Rheins, und machte das Erdreich zahm für den Garten und Feldbau, predigte im Land das Evangelium und taufte. Auch gründete er auf der Insel eine christliche Kirche, die erste im Schwarzwald, und stiftete ein Kloster. Das ist die jetzige Stadt Säckingen am Rhein zwischen Rheinfelden und Laufenburg, mit ihren Thürmen

und Dächern. Noch erkennt man den Rinn-
sal eines alten Rheinarms der einst die Land-
schaft zu einer Insel umschloß. Gleichmaßen
von den frommen Männern: Teudpert,
Ozzo, Ruthorard, Pirmin, Landolin
und andern wurden die ersten christlichen Pflanz-
gärten angelegt im obern und untern Münster-
Thal an der Schutter und Rinzing, und wei-
ter hinab. Das sind die Anfänge zu den nach-
maligen Klöstern und Abteyen, St. Teudpert,
Schuttern, Gengenbach, Ettenheim, Münster
und andere, die insgesammt noch in unser An-
denken fallen, und noch das Zeugniß ihrer Mauern
und Thürme haben. Alle jene Männer aber sind
aus England gekommen. Drey von ihnen Teud-
pert und Landolin sind von Landes-Eingebornen
gewaltsam geißdet worden. Denn das hat die
christliche Kirche von ihrer Stiftung her. Wohin
sie sich verbreiten soll, das Land muß zuerst mit dem
Blute ihrer Zungen gerauft werden. Wo fin-
det man mehr solchen Glauben? Diese Män-
ner haben daheim alles verlassen um seines
Namens willen, und sind unter Gottes Geleit
geirrt zu fremden Völkern gewandert, und
haben für alles was sie daheim zurück ließen,
nichts gewollt als das Licht der Wahrheit und
den Segen der Frömmigkeit und des ackerbauen-
den Fleißes in die Finsternisse des Schwarzwal-
des zu bringen, haben auch auf ihrem Sterb-
lager noch nichts mitgenommen als die Hoff-
nung. Ein anderes wäre es wenn sie jetzt
wieder kämen, und die Früchte ihrer Arbeiten
und Aufopferungen beschauen könnten. —

Wie die Flüsse des Schwarzwaldes, die Drey-
sam, die Schutter, die Rinzing, die Alb,
aus ihren unscheinbaren Quellen freudig durch
die Thäler hervorrauschen, und mit Leben und
Wachsthum die Ebenen befruchten, also wan-
delte von den Bergpfaden, in die Thäler, aus
den Thälern in die weiten Ebenen das Leben
und Wachsthum des Christentums, christlicher
Sittenzucht und Fleiß, und verbreitete sich in
alle Gauen am Rheinstrom. Ey, wohin jetzt

das Auge sich wenden mag, erblickt es in fetten Bemerkungen untereinander schöne lutherische und katholische Drischafien, mit ihren Kirchen und Schulhäusern, und mit gottesfürchtigen Pfarrherrn und verständigen Schulmeistern, darin. Die stattlichen Kirchthürme schauen einander in der Sonntagsfrühe freudig an, daß jetzt ihr Ehrentag sey, und grüßen sich mit patriotischer Eintracht und Liebe in ihrer prachtvollen Glockensprache.

Inwendig aber ergeht das andächtige Drischafiel und der fromme Morgenpsalm. Nachmittags aber beten die Kinder in der Kirche eines schöner als das andere sein Hauptstücklein, und seinen Psalm. Aus der Predigt des Herrn Pfarrers ist kein Sprüchlein verlohren gegangen, und was er zu fragen weiß, es bleibt ihm keine Antwort aus.

Ungesähr 250. Jahre waren unsere Vordern unter fränkischer Oberherrschaft, als ein Hausmajor des Königs mit Namen Pipin dem König die Krone vom Kopf abhob, und auf seinen eigenen probirte. Er fand, sie stehe ihm recht, und ließ sie demnach sitzen. Unsere Vordäter aber; ob auch die neue Lehre ihnen sagte: „Seyd unterthan der Obrigkeit,“ — verstanden darunter doch noch immer die allemanischen Herzoge, weniger die fränkischen Könige, und zeigten ihren guten Willen, gegen die Franken, nämlich den bösen, bey jeder Gelegenheit mit der That bis endlich Pipin kurzen Prozeß machte. Er nahm den Herzog gefangen, zerschnitt das Herzogthum in viele kleine Theile, und regierte sie durch Statthalter aus anderem Blut, welche er wollte.

Das ist immer das alte Ende vom immer neuen Lied, wenn die besiegte Schwäche gegen die Großmuth oder Staatsklugheit der Sieger trocken, und nicht zufrieden seyn will mit dem Schicksal der Länder und Völker, wie es die Gegenwart der Vorsehung auf den Schlachtfeldern entschieden hat. Oder glaubt der geneigte Leser, die Vorsehung müsse erst nachher durch einen Adjutanten erfahren, wer den Sieg davon getragen habe?

Auf den König Pipin aber folgte im Jahr 768. in der Regierung sein Sohn Karl. Das war ein Herr von großer Macht, von großen Eigenschaften und Tugenden, denen Deutschland viel Gutes zu verdanken hat.

Rheinl. Hausfreund 1819.

Denn ungeachtet seiner schweren Kriege und Staatsgeschäfte brachte Er die Religion und Gerechtigkeits-Pflege in bessere Ordnung; Er brachte die deutsche Sprache zu Ehren und Würden, vorher betete und richtete man lateinisch. Er brachte den Ackerbau und die Künste in höhern Flor; Er ließ ein Gesangbuch von alien deutschen Liedern veranstalten, das sich aber nirgends mehr hervorzeigen will. Er stiftete die deutschen Schulen, und zierte sie mit kenntnißreichen Lehrern. Das muß jedem wackern Schulherrn eine Freude, und eine Aufmunterung seyn, daß Er in sofern vom Kaiser Karl dem Großen abstammt. Denn als Karl die Königs-Krone von Deutschland, Frankreich und Italien auf seinem glorreichen Haupt vereinigt hatte, zog Er nach Rom, und wurde in der Christnacht des Jahres 800 von dem damaligen Pabst Leo dem dritten zum römischen Kaiser ausgerufen. Solches Weihnachts-Geschenk, brachte ihm die Christnacht des Jahres 800., eine strahlende Kaiser-Krone. Das ist das heilige römische Reich, welches bis in unsere Tage gedauert hat, und zu welchem wir und unsere Väter auch noch gehört haben. Der geneigte Leser aber wolle nun hier ein Zeichen machen, damit er wisse, wo wir im Jahrgang des Kalenders 1820., wer ihn erlebt, wieder fortfahren werden.

Erinnerung an die Kriegszeit.

Es ist nicht zu läugnen, wenn hie und da ein siegreiches Truppenkorps in eine feindliche Landschaft einrückte, und Quartiere nahm, daß sich alsdann der arme Einwohner viel mußte gefallen lassen, nicht nur von der Nothwendigkeit, sondern auch von dem Unverstand und höhennendem Uebermuth. Zu einem solchen Unteroffizier, als er eben am Mittagessen war, kam sein Camerad und verwunderte sich über ihn mit folgenden Worten.

„Herr Camerad, sagte er zu ihm, seit wann sehd ihr ein Jude geworden, daß ihr euch zwicken laßt. Euch ist seit gestern ein kurioser Bart gewachsen.“ Nemlich der Unteroffizier, der am Mittagessen war, aß gerne Rubein. Deswegen mußte ihm der Wirth jeden Mittag Rubein aufstellen, und natürlich ein fettes



Huhn darin. Der Unteroffizier wußte, daß die Nudeln von feinem Mehl und Teig längere Fäden haben als die groben. Deswegen mußte ihm der Wirth lange und seine Nudeln aufstellen, welche sich fast mit keiner Geschicklichkeit um die Gabel herumspinnen lassen, sondern wann man meint, jetzt sey eine umgesponnen, haspelt sich eine andere wieder ab, und eine Gabel oder einen Löffel voll mit allen Enden auf einmal in den Mund zu bringen ist eine Kunst. Zwar darf man sie nur zuerst ein wenig auf dem Teller zerschneiden. Allein das wollte der Unteroffizier nicht. Rein der Wirth, u. wenn er auch des Gugsuks hätte werden mögen, mußte, so lang der Unteroffizier an den Nudeln aß, mit einer Scheere neben ihm stehen, und was zu lange war, und nicht in den Mund hinein zu bringen war, mußte er ihm von den Lippen vorsichtig abschneiden. Deswegen als dieses der andere Unteroffizier sah, verwunderte er sich und sagte zu ihm scherzweise und lachend. „Euch ist ein curioser Bart gewachsen. Seit wann laßt ihr euch zwicken, wie ein Jud? Dem Wirth kam der Spas nicht lächerlich vor. Allein der andere Unteroffizier tröstete ihn. „Landsmann, sagte er zu ihm, es ist Krieg.“

So etwas kann man schon erzählen, und zur Erinnerung an die überstandenen Zeiten lesen, wann durch Gottes Gnade und durch die Weisheit der friedliebenden Potentaten alle Plackereien und Hudeleyen ein Ende haben.

Reise nach Frankfurt.

(Mit einer Abtöbung)

Zu ehemaligen Reichszeiten bestand auch, ein großes Reichs-Kammergericht zu Weßlar, welches noch manchem geneigtem Leser in theuerem und werthem Andenken seyn kann, wenigstens in theuerem. Viel weltberühmte Rechtsgelehrte, Advokaten und Schreiber, saßen dort, von Rechtswegen besammen. Wer daheim einen großen Prozeß verloren hatte, an dem nichts mehr zu sieden und zu braten war, konnte ihn in Weßlar noch einmal anbrähen lassen, und noch einmal verkleren. Mancher heßische u. badische Bapen ist dort hingewandelt, und hat den Heimweg nimmer gefunden.

Als aber im Jahr 1806 der große Schlag auf das deutsche Reich geschah, stürzte auch das Reichs-Kammergericht zusammen, und alle Prozesse die darin lagen, wurden tod geschlagen, maustodt, und keiner gab mehr ein Zeichen von sich, ausgenommen im Jahr 1817 in Gera in Sachsenland hat einer wieder gezußt.

Ein Leinwandweber darselbst liest in der Dresdner Zeitung, daß der Bundestag in Frankfurt sich mit dem Unterhalt der Angehörigen des Reichs-Kammergerichts lebhaft, beschäftigte. Nämlich, daß der Bundestag für den Unterhalt und die Schadloshaltung der Räte, Advokaten, u. Schreiber sorgen wollte, welche seit 1806 keinen Sold mehr zogen und nichts mehr zu verdienen hatten, ob sie gleich täglich, wie die Andern, Mittag läuten hörten und schöne Schilde sahen an den Wirthshäusern.

Auf dem Speicher des Leinwebers aber sieng es auf einmal an in den Acten zu rauschen, fast wie in den Todtenbeinen von welchen der Prophet Ezechiel schreibt. Der Leinweber glaubte nemlich nichts anders, als das Reichs-Kammergericht, habe nur einen neuen Noß angezogen und heiße nun Bundestag, und der Bundestag habe nichts wichtigeres zu thun, als die alten Prozesse wenigstens seinen, wieder anzuzetteln.

Also ließ er sich einen guten Paß nach Frankfurt schreiben, und mit Acten schwer beladen trat er die lange Reise an. Als er aber in Frankfurt angekommen war, war sein erstes, er fragte die Schildwache am Thor, wo der Bundestag sich angefest habe in Frankfurt. Die Schildwache erwiderte, sie stehe da so neben draus und erfahre nicht viel was im innern der Stadt geschehe. Ihres Wissens aber, seit sie da stehe, seye kein Bundestag einpaßirt. Da sieng der Leinweber im Fortgehen an sich zu betrüben, und zu ergrimmen: „O Deutsche, sagte er in seinem Innern, wie tief seyd ihr gesunken! Ein Deutscher zu seyn, noch dazu eine Frankfurter Schildwache, und nichts vom Bundestag wissen!“ „Guter Freund, sagte er zu einem Vorbeigehenden, könnt ihr mir auch nicht sagen, wo der Bundestag sein Wesen hat? Der Vorübergehende konnte es auch nicht sagen. „O Patriotismus, fuhr er mit sich selber fort, wohin bist du verschwunden? Fast müße man sich schämen ein

Deutscher zu heißen, wenn man nicht unter seines Gleichen wäre."

"Guter Freund, redete er einen Dritten an: Wißt auch ihr nicht, wo hier der Bundestag einquartirt ist?" — „Lieber guter Mann, entgegenere der Dritte, hier ist kein Bundestag einquartirt. Hier ist Frankfurt an der Oder. Der Bundestag ist in Frankfurt am Main.“ — Der wohlverfahrene Leser weiß nemlich zum Voraus schon, daß es zwey Frankfurt gibt, die nicht weniger als 66 Meilen von einander entfernt sind, und der Leineweber war im unrechten. „Ihr habt übrigens nur noch 66 Meilen nach Frankfurt, fuhr der Dritte fort, und wenn ihr daber seyd, wo ihr sagt, so seyd ihr über hier nur 63 Meilen weit umgegangen.“ Das ist jetzt Ein Thun, sagte der Leineweber. Hab ich A gesagt, so will ich auch B sagen. Zwanzig tausend Thaler sind Geld, ohnehin bin ich es meinem seeligen Großvater schuldig. Hat er den Prozeß angefangen und ist ein armer Mann daran geworden, so ist es meine Schuldigkeit, daß ich ihn fortsetze, und wieder reich werde. „Ha ha, sagt der Dritte, was gilt's das sind Acten, die ihr da aufgepackt habt, und fast drunter zusammen brecht?" — „Es sind auch noch ein wenig Lebensmittel dabey, versetzte der Weber in kleinmüthiger Stimme, aber nimmer viel.“ Der geneigte Leser fängt an, einigen Spaß an der Sache zu finden. Von hieran aber bis nach Frankfurt am Main geht die Reise etwas langsam von statten. Derselbe darf herzlich einsweilen noch ein gutes Pfeiflein stopfen, wiewohl er kann zum Voraus sehen, wie alles gehen und enden wird. Denn die Chronik will wissen, daß, als einst die Phönizier erforschen wollten, ob der große Welttheil Afrika zu Wasser könne umfahren werden, rechneten sie die erforderliche Zeit der Reise auf ungefähr 2 Jahre, gleichwohl als sie hinter Egvptien in dem rothen Meer sich einschiffen, der bibelsteife Leser kennt von Moses Zeiten her, nahmen sie nicht sonderlich viel Lebens-Vorrath mit, aber etwas Aker-Geräthe. Sahen sie nun, daß die Lebensmittel bald zu Ende gehen wollten, stiegen sie an das Land, säten von Getraide und Gemüsgattungen, was die Jahreszeit mit sich brachte, wiewohl in Afrika ist fast immer Sommer und

ein schneller kräftiger Trieb in allem Wachsthum. Alsdann warteten sie die Reifung ab, und brachten jedesmal nach wenigen Wochen einen neuen Vorrath in das Schiff, und zogen wieder weiter, kamen auch richtig noch zwey Jahren wieder zum Vorschein durch die Meerenge von Gibraltar hinein, die der Zeitungsfundige Leser ebenfalls noch kenn von General Eliots Zeiten her, dessen Andenken noch bis auf diese Stunde auf Taback's Papiere gefeiert wird. Also auch der Weber auf seiner langen Reise wußte sich zu helfen, wenn Geld und Vorrath zu Ende war; „Kunst bettelt nicht,“ sagte er zu sich selbst im stolzen Gefühl, Kunst geht nach Brod. „Demnach wenn er Mittags oder Abends in einem Städtlein oder Flecken eintraf, erkundigte er sich nach einem Junstigenossen, und „habt ihr nicht's für mich zu weben, redet er den Meister an, um Azung und um einiges Behrgehd?“ Stellte ihn nun der Meister ein, so blieb er einige Tage bey ihm, bis er sich ausgefüttert, und wieder einige Wochen verdient hatte, und webte sich solchergestalt glücklich an dem Main hinauf und nach Frankfurt. In Frankfurt pochte ihm das Herz hoch vor Freuden, daß er nun an dem Ziele seiner Reise sey, und so nahe an seiner Heidquelle, die er jetzt nur anbohren dürfe, und als er in die Bundes-Kanzley kam, gleich in der vordersten Stube, wo die Herrn sitzen, die am schönsten schreiben können, grüßte er sie freundlich und vertraut. „Findet man euch endlich einmal sagte er, und seyd ihr jetzt hier?“ Einer von den Herrn der Bornehmsten von ihnen, nimmt die Feder aus dem Mund und legt sie auf den Tisch. „Wir sind noch niemand aus dem Weg gegangen, sagte er, und was habt ihr hier zu schaffen? Was bringt ihr neues vieredigtes in eurem Hängford? Eine Bundeslade? Es fehlt uns noch eine.“ „Spaß, erwiederte der Weber, meinen Prozeß von Anno Ein tausend sieben hundert sieben u. sechszig.“ — Es ist nun mehr nichts weiter an der Sache zu erzählen. Natürlich nahm sich niemand seines Prozeßes an, weil der Bundestag sich mit Prozeßen nicht gemein macht, und die lange beschwerliche Reise war umsonst gethan. Die Erzählung nimmt daher ein kahles Ende, der Hausfreund fühlt es. Fast sollte er noch was anschiffen. Statt dessen

aber will er hieneben eine Abbildung des Leinewebers stiften, wie er auf der Heimreise einmal ausruht und eine Siandrede hält.

„Es ist mir in diesen sechs Wochen vieles klar geworden sagt er.

„Man muß einem deutschen Mann nicht so gleich Vorwürfe machen, wenn er in Baierslandsachen ein wenig unwissend und kalt sinnig ist. Denn man ist selber einer. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge? Lerne zuerst selber, und werde warm. Den guten Leuten in Frankfurt an der Oder ist von mir Lort geschehen. In Frankfurt am Main aber mir.“

„Wenn ihr in der Zeitung etwas leset, oder im Placat, oder im Kräuterbuch, und versteht es nicht, laßt euch raten, achtbare Zuhörer, und geht um verständige Belehrung aus, ehe ihr etwas unternehmet, besonders wenn es ein Prozeß ist.“

Der beste Prozeß ist ein schlechter, und auf dem Lager bessert er sich nicht. Der Habsich ist besser als der Hättich. Friede ernährt, Unfrieden zersüßet.

„Und nun geliebte Acten, die ich jetzt hier ablege, gehabt euch wohl, und seyd dem Mann empfohlen, der euch finden und vielleicht glücklicher mit euch seyn wird, als ich.“

Indem er aber die Acten absetzen wollte, klopfte ihm von hinten her ein Mann auf die Achsel, der auch desselben Wegs gieng. (Man sieht ihn aber kaum auf der Abbildung, nichts desto weniger ist's der Gewürzkrämer aus dem nächsten Städtlein —) „Guter Freund sagte er mit wem redet ihr da so allein?“ Mit niemand erwiederte der Weber, wenn ihr mir aber meinen Prozeß abkaufen wollt, mit euch. Lupts ihn einmal! Was gebt ihr mir dafür? Der Mann sagte anderthalb Kreuzer, für das Pfund wenn das Papier daran gut ist. Kommt mit mir.“ Also verkaufte er dem Gewürzhändler die Acten für einen Gulden, vier und zwanzig Kreuzer die vollends zum Rest der Reise hinreichten, und kam mit leerem Korb und Beutel wieder in der Heimath an. „An meine Frankfurter Reise, sagte er, will ich denken. Diesmal in Frankfurt gewesen.“ —

Zwey Kriegsgefangene in Bobruisk.

Wer viel merkwürdige Begebenheiten aus dem russischen Feldzug wissen will, der muß ihn entweder selbst mitgemacht haben, oder aber, er muß mit vornehmen Kriegs Hauptleuten bekannt seyn, die dabey waren. Der Kalendermann rühmt sich dessen, und wenn er Mitriags über den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen sie ihn. Mitgemacht den Feldzug hat er nicht.

Folgendes ist ein seltsamer Beweis von Edelmuth und Leichtsin, und noch einmal von Edelmuth. Zwey polnische Offiziere wurden als Kriegsgefangene in einem russischen Dorf bis den andern Morgen einquarrieret. Sonst sollen die Polen und die Russen auf den bloßen Namen hin nicht immer die besten Freunde seyn. Allein der russische Edelmann, der in demselben Dorf wohnt, dachte daran in seinem schönen Schloß und in seiner warmen Stube, wie er auch einmal in seiner Jugend Kriegsgefangener gewesen war, in fremdem Lande ohne Geld, ohne Freund, ohne Trost, und wie er in dem Hause eines edlen Menschen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wie solches dem Herzen wohl thut. Also suchte er sogleich die Gefangene auf, nahm sie in sein Schloß, bewirthete sie, wie Brüder, oder Freunde, und suchte sie durch Trost und theilnehmende Reden zu erheitern. Denn das ist ein schönes u. heil. Schuld- u. Wechsellrecht, das in dem Herzen aller gutgearteten Menschen ausgerichtet ist, daß, wer einmal unter fremden Leuten in der Noth und Betrübniß eine Liebe oder Wohlthat erfahren hat, sieht sie als ein empfangenes Darlehn an, und zahlt sie, wenn er dabeim ist, wieder an einem andern Fremdling heim, der in gleicher Noth und Betrübniß zu ihm kommt als eine Schuldigkeit, ob er gleich keine Handschrift darüber ausgestellt hat, und das nicht einmal, sondern zehnmal wenn er kann, wie ein ausgestreutes Saatkorn nicht allein, sondern selbst zehnt oder fünfzehnt aus der Erde zurückkehrt.]

„Wißt ihr schon, fragte die Gefangenen der Edelmann, wo der Ort eures Aufenthalts seyn wird?“ Die Gefangenen sagten, „in den caucasischen Gebirgen.“ — Seid ihr denn auch mit etwas Reisegeld versehen auf einen so lan-

abrief.
in es
ber mag
den, vor
s Haupts
nem. Der
nd man n
zum his
ermacht
s von die
ermal an
ere warte
tügen die
er. Fort
auf des die
len mens
mann, ha
e dazu s
er wurm
der Jugen
in fremde
dine Zeit
den Men
urden hat
wohl ist
ere auf
ve, m
e die
epieren
de u. Die
utgemein
wer rind
ch und d
erfaher
s Dand
ist, ein
sein, ha
zu die
gleich
und hat
er fess
icht alle
d bei die
mpener
thatis
n den
dem auf
gen in Lan



294

gen Weg?" Die Gefangenen zuckten die Achseln. Hierauf sprach der Edelmann ihnen mit heiterer Miene zu, zu essen und zu trinken, und wohl bey ihm zu schlafen, und des andern Morgens, als der Transport weiter gieng, und sie nun von ihrem Wohlthäter Abschied nahmen, schenkte er ihnen fünfhundert Rubel russischen Geldes auf die Reise. Nein, er wollte nicht einmal den Namen haben, daß er es ihnen schenkte. Ich will es euch leihen, sagte er, wenn euch einst Gott in euere Heimath und zu den Eurigen zurückführt, so könnt ihr mir wieder schicken.

Die Geschichte könnte hier aus seyn. Sie wäre schon des Erzählens werth gewesen. Allein sie fängt jetzt erst recht an. Der nächste Tagmarsch der Kriegsgefangenen gieng nach einer altrussischen Gränzfestung, namens Bobruisk. Man muß schon ein fertiges Mundwerk haben, wenn man so einen russischen Namen mit Leichtigkeit will aussprechen können. Der Hausfreund kann's. In Bobruisk aber, wo die Gefangenen bey guter Tageszeit anlangten, giengen die zwey Polen noch ein wenig herum, die Stadt zu besuchen, und als sie an ein schönes großes Wirthshaus kamen, dachten sie, „wollen wir nicht ein wenig hinein gehen, und unserm Wohlthäter seine Gesundheit trinken?“ In dem Wirthshaus aber saßen viele russische Herrn und Edelleute, die redeten oder tranken miteinander, oder spielten Pharaon. Pharaon aber ist ein sehr gefährliches Spiel, in welchem man viel Geld verlieren kann, also, daß man es nicht Pharaon nennen sollte, sondern das rothe Meer, weil viele die hinein gehen drin ertrinken, ausgekommen die Kinder Israhel.

Selbigen Tages aber kam auch der wohlthätige russische Edelmann nach Bobruisk, um bey seinen guten Freunden daselbst einen vergnügten Abend zuzubringen, und indem er in das nemliche Wirthshaus hinein tritt, was geschieht, wen sieht er mitten unter seinen reichen Freunden u. Bekannten am Spielische sitzen? Wen sieht er ein Duzend Rubel nach dem andern setzen und verspielen? Seine leichtsinnigen Gäste, die zwey Polen. Die Polen hätten auch fast lieber einen Wolf als ihn ansetzen, und spielten nicht um das besser oder glücklicher, als er sich ebenfalls an den

langen Spielisch setzte, und ein Duzend Rubel nach dem andern gewann, wären gerne davon geschlichen, wenn sie nicht die gute Hälfte ihres Geldes hätten müssen im Stich lassen, das sie wieder zu gewinnen hofften. Als sie aber in kurzer Zeit ganz vom Saamen waren, und die letzte Copede dahin war, und jetzt trostlos und verzweifelt zur Thür hinaus schlichen, gieng ihnen der russische Edelmann nach, und mancher geneigte Leser, dem man nicht so kommen dürfte, freut sich schon, wie er Justiz machen, und den russischen Strab wird wallen lassen. Nichts nutz! Ein Kriegsgefangener ist ohne Schläge geschlagen genug, und Strafe erbittert nur, aber Grosmuth kann beschämen und bessern. „Meine Freunde sagte er zu ihnen sanft und gütig, Ihr müßt wohl besser bey Geld seyn, als ich gestern geglaubt habe. Nehmt mir meine Voreiligkeit nicht übel auf. Ich danke euch, daß ihr mein gutgemeintes Anerbieten nicht beschämt habt.“ Die Gefangenen aber waren nicht im Stande, eine Spalte zu antworten, ausgenommen sie schlugen die Augen nieder, als wenn sie sagen wollten, daß er sich gestern nicht an ihnen versehen habe, aber jetzt. Da sprach er zu ihnen: Ihr seid nunmehr gewiziget, und ich hoffe, meine Güte sey zum zweytenmal besser an euch angemendet, als zum erstenmal; und als er ihnen mit einem guten Wechselbrief von fünfhundert Rubel ihren ganzen Verlust ersetzte, konnten sie noch weniger als vorher sprechen, sondern führten ihn mit Thränen des Dankes und der Nahrung die Hände. Hernach aber hat er nichts mehr von ihnen erfahren. Diese Erzählung ist unverfehrt aus Rußland heraus gekommen, und hat ihre Wahrheit.

König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich von Preussen hatte 8 Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß, und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich steht ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weisbrod schmeckt auch

in dem Schloß nicht übel, wenn die Mühle
fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken
hat. Außerdem aber wenn der König in sei-
nen besten Gedanken war, und nicht an den
Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller
das Wasser in die Räder schießen und dachte
auch nicht an den Herrn Nachbar, und die
Gedanken des Königs stellten das Räderwerk der
Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der
Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte
Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub,
warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht
ab, und läßt sie niederreißen?“ Der König
wußte, warum. Denn eines Tages ließ er
den Müller zu sich rufen, „Ihr begeißt, sagte
er zu ihm, daß wir zwei nicht neben einander
bestehen können. Einer muß weichen. Was
gebt ihr mir für mein Schicksal?“ — Der
Müller sagte: „Wie hoch haltet ihr es, k-
öniglicher Herr Nachbar.“ Der König erwie-
derte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel
Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß
abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr eure
Mühle? Der Müller erwiederte: Gnädigster
Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld,
daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt.
Sie ist mir nicht feil.“ Der König that zwar
ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber
der Nachbar blieb bei seiner Rede. „Sie ist
mir nicht feil.“ Wie ich darinn geboren bin,
sagte er: so will ich darinn sterben, und wie
sie mir von meinen Vätern erhalten worden
ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir
erhalten, und auf ihr den Segen ihrer Vor-
fahren ererben.“ Da nahm der König eine
ernsthaftere Sprache an: „Wißt ihr auch,
guter Mann, daß ich gar nicht abhngig habe,
viel Worte zu machen? Ich lasse eure
Mühle taxiren, und breche sie ab. Nehmt
alldann das Geld, oder nehmt es nicht!“
Da lächelte der unerschrockene Mann, der Mül-
ler, und erwiederte dem König: „Gut ge-
sagt allergnädigster Herr, wenn nur das Hof-
gericht in Berlin nicht wäre.“ Nemlich, daß
er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch an-
kommen lassen. Der König war ein gerechter
Herr und konnte überaus gnädig seyn, also
daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit
einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohl
gefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den

Müller unangefochten, und unterhielt fortwa-
rend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der
geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt
haben vor einem solchen Nachbar und noch
mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

Seltene Liebe.

Mit dem Leichnam eines jungen Mannes im
Schweizerland, der erschlagen wurde in einem Ge-
secht, nicht weit v. Vierwaldstädter See, mit dem
Leichnam gieng es wunderbar zu. Daß er nach dem
Gesecht war begraben worden nächst der Wahl-
stadt wußten mehr als zwanzig Männer aus dem
nemlichen Ort, die es thaten, und dabei wa-
ren, und ein Kreuz wie man in der Geschwin-
digkeit eines machen kann auf sein Grab ste-
ten, daß, wer vorübergieng, auch ein Vater
unser für seine Seele beten sollte. Item, am
Dienstag darauf, als der Siegrist frühe Mor-
gens in die Kirche gehn, und das Morgenge-
bet anläuten wollte, lag der nemliche Leichnam
daheltn auf dem Kirchhof, vor der Kirchthüre.
Man begrub ihn noch einmal mit allen Ge-
bräuchen und Gebeten der Kirche in die ge-
weihete Erde. Item, als es noch einmal Dien-
stag wurde, war der nemliche Leichnam we-
der aus dem Grab und von dem Kirchhof weg
verschwunden. Sonst thut der Glaube Wun-
der. Dießmal aber thats des Glaubens from-
me Schwester die Liebe. Er war als Frei-
williger mitgezogen, weil ihm die Gemeinde
auf den Fall das Bürgerrecht angeboten hatte.
Denn er war nur Hintersaß, und seiner Ar-
beit ein Maurer, was zwar nicht zur Sache,
aber zur Wahrheit gehört. Seine junge Frau
aber ängstete sich daheim, und weinte und be-
tete, und jeder Schuß den sie hörte gieng ihr
schauerhaft durch das Herz, denn sie fürchtete,
er gehe durch das feinnige. Einer gieng da-
durch, und als die andern am dritten oder
vierten Tag wohl behalten nach Hause kamen,
brachten sie ihr das blutige Gewand ihres
Mannes, sein Geberbüchlein u. seinen Rosenkranz.
„Dein Mann sagten sie, hat jetzt ein anderes
Bürgerrecht angetreten. Er liegt im obern
Niebt. Ein Kreuz steht auf seinem Grab.
Es hätte jeden treffen können,“ sagten sie. Die

arme Frau vergieng fast in Thränen u. Wehklagen. Mein Mann erschossen, sagte sie, mein einziges und alles — und im Noth begraben, in ungeweihter Erde! Da raffte sie sich plötzlich auf und in der Nacht als alles schlief gieng sie allein, mit einer Schaufel und mit einem Sack in das Noth hinauf, suchte das Grab und die geliebte Leiche, und trug sie heim auf den Kirchhof. Solche Herzhaftigkeit und Stärke hatte ihr der Schmerz und die Liebe gegeben. Als sie aber hernachmals Tag und Nacht sich fast nimmer von dem Grabe entfernen und nicht essen und trinken wollte, sondern unaufhörlich das Grab mit ihren Thränen benetzte, und mit dem Verstorbenen redete, als ob er sie hören könnte, alle Vorstellungen waren fruchtlos, da sagte endlich der Vorsteher des Ortes, es sey kein anderes Mittel übrig, als man grabe den Todten heimlicher Weise noch einmal aus, und bringe ihn auf einen andern Kirchhof sonst vergehe noch die arme Frau. Also brachte man sie mit viel Zureden und Mühe in ihre leere Wohnung zurück, u. brachte in der Nacht den Leichnam auf einen andern Kirchhof. Nur wenige Menschen wußten davon, wohin er war gebracht worden. Den frommen Leser rührt diese Geschichte, und er sagt, solcher beispiellosen ehelichen Liebe u. Treue können nur noch Schweizer-Herzen fähig seyn. Fehl gesprochen! Beide, die unglückliche Frau und ihr verstorbener Gatte waren Fremdlinge und zwar aus Deutschland. Doch kein Schmerz dauert ohne Ende, der heftigste am wenigsten. Die nennliche Frau gewann in der Folge einen zweiten braven Gatten, ebenfalls einen Deutschen, und die Gemeinde ertheilte — diesem das Bürgerrecht, das sein Vorfahrer mit seinem Leben erkauft hatte.

Diese Geschichte hat dem Hausfreund und seinen Reisefährten auf dem See zwischen Winkler und Stanzradt ein Augenzeuge erzählt, und von ferne den Ort gezeigt, wo sie vorgefallen war.

Der sinnreiche Bettler.

Sonst bemessen die Bettler ihre dankbaren Wünsche nach dem Werth der Gabe, die

ihnen gereicht wird. Derjenige, von welchem hier die Rede ist, sagt, das sey grundfalsch. Wer ihm viel gibt, dem wünscht er eine hundertfältige Vergeltung von Gott. Wer ihm aber wenig gibt dem wünscht er eine tausendfältige, oder wenn es noch weniger ist, eine hunderttausendfältige Vergeltung. Denn er sagt: „Ich muß einen gleich guten Willen bei allen voraussetzen. Wer wenig reicht, wird wenig haben. Ich muß ihm also mehr wünschen. Soll ich das Meinige auch noch dazu beitragen, daß zuletzt die Reichen alles bekommen?“

M a h o m e d.

Dem Mahomed wollten es anfänglich nicht alle von seinen Landesleuten glauben, daß er ein Prophet sey, weil er noch kein Wunder gethan hatte, wie Elias. Dazu sagte Mahomed ganz gleichgültig, wie einer der seine Pfeife Tabak raucht, und etwas dazu redet, „das Wunder sagte er, macht den Propheten noch nicht aus. Wenn ihrs aber verlangt, so werden ich und jener Berg dort geschwind bei einander seyn.“ Nemlich er deutete auf einen Berg, der eine Stunde weit oder etwas entfernt war, und rief ihm mit gebietender Stimme, daß der Berg sich soll von seiner Stätte erheben und zu ihm kommen. Als aber dieser keine Bewegung machte u. keine Antwort geben wollte, wiewohl keine Antwort ist auch eine, so ergriff Mahomed sanftmüthig seinen Stab, und gieng zum Berg, womit er ein merkwürdiges u. nachahmungswerthes Beispiel gab, auch für solche Leute die keine Propheten zu seyn verlangen, nemlich daß man dasjenige, was man selbst thun kann, nicht von einem wunderbaren Verhängniß, oder von Zeit und Glück, oder von andern Menschen verlangen soll. Z. B. hast du etwas nothwendiges u. wichtiges mit jemand zu rathen, so warte nicht, bis er zu dir kommt. Weiß geschwinder und vernünftiger gehst du zu ihm. Ein hübscher Kirschenbaum in dem Garten wäre eine schöne Sache. Das Plätzchen schicke sich dazu. Warte nicht bis es selber wächst, sondern setze einen. Ferner ein Abzugsgraben, ein guter Weg durch das Dorf, wenigstens ein trockener Fußweg

ein Geländer am Wasser oder an einen schmalen Steg damit die Kinder nicht hineinfallen, kommt viel geschwinder zu Stande, wenn man ihn macht, als wenn man ihn nicht macht. Man sollte nicht glauben, daß es Leute gibt, denen erst ein arabischer Prophet oder ein Calenderschreiber so etwas muß begreiflich machen. Selbst der Calenderschreiber, der doch einem Propheten nicht viel nachgibt, — es ließe sich noch ein Wort mehr sagen — verlangt nicht, daß das alte Jahr fortdauern soll, bis der neue Kalender fertig ist, sondern er schreibt den neuen, wenn das alte noch währet.

Summa Summaram:

Schick dich in die Welt hinein
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schick in ihn hinein.

Die lachenden Jungfrauen.

(Mit einer Abbildung.)

Wer weiß, wo Saratow liegt? Der Hausfreund hat viel Bücher. Er weiß alles. Saratow liegt weit gegen Sonnenaufgang in das wilde Asien hinein, und ist ebenfalls der Sitz einer russischen Statthalterhaft, nämlich wie Pensa, und war im Jahr 1812. ebenfalls der Sammelplatz wo viel Tausend unglückliche Kriegsgefangene abgegeben, und dann tiefer hinein geführt wurden, in das Elend.

Ein Transport von gefangenen Deutschen wird eines Tages eingebracht. Eine Menge von Einwohnern, wie zu geschehen pflegt, stehen auf den Gassen, die Neugierigen schauten, der Uebermuth trockte und spottete, die Nachsicht fluchte und schimpfte. Keine Hand bot sich zur Pflege der Kranken, der verwundeten, der verächtlichen Fremdlinge an, eher zu etwas andern. Niemand wehrte ihnen. Denn die Kriegsgefangenschaft spinnt keine Seide, und man kann nicht glauben wie erbittert damals die Russen über ihre Feinde waren, und keiner wurde vorher gefragt, ob er zu den Schlimmen gehöre, sondern man nahm ihn dafür. Aber einem wohlbetragten Hauptmann und seinem Lieutenant begegnete etwas Merkwürdiges. Denn eben als der Hauptmann den Lieutenant an der Hand ergriff, und ihn trösten wollte: „fasse

dich, junges Blut, lauch das wird vorüber gehen, und ein Ende nehmen, mit dem Frieden oder mit dem Tode,“ — in dem Augenblicke hören sie zunächst vor sich ein muthwilliges Lachen, und indem sie unwillkürlich aufschauen, — sie hätten's bereits können gewohnt seyn, — was erblicken ihre Augen? In einem vornehmen russischen Gefährt zwey Jungfrauen, schön wie zwey Sonnen, lieblich wie der Frühlingstag, wenn die Rosen blühen. Beide Theile schauten einander an, aber ob auch die Jungfrauen sich wollten Gewalt anthun, sie konnten sich nicht erwehren, und trat auch eine die andere auf den Fuß, so ward's nur ärger. Das griff Schmerzhaft den sonst vielgeprüften Muth des bejahrten Hauptmanns an. „Noch so jung,“ — dachte er, — „und schon so entartet,“ — und der Lieutenant dachte, — „so schön und doch so grausam,“ — und der Schmerz des einen brach in eine Thräne, der Unmuth des andern aber in Worte aus: „Töchter dieses unwirthlichen Landes,“ — fieng der Hauptmann an, — „ihr versteht zwar meine Rede nicht,“ — die Jungfrauen lachten auf's Neue, — „aber wollte Gott ihr verstanden sie,“ — da lachten auf einmal die Jungfrauen nicht mehr. „Gar unfein,“ — fuhr der Hauptmann fort, — „sieht das euerem Geschlechte, eurer Jugend, und euren schönen Kleidern an, an dem Jammer Schuldloser Menschen eure Augen zu weiden, und mit solchem Hohngelächter unsere Herzen zu durchschneiden.“ Da fiel ihm ererbend die Ältere der Jungfrauen in das Wort, sie war ungefähr 18 Jahre alt, und die jüngere 17, und redete die Unglücklichen zu ihrem Erstaunen ebenfalls deutsch an, mitten in Saratow und mitten in Rußland, mehr als 1000 Stunden weit von der Heimath deutsch. „Edele Fremdlinge,“ — sagte sie, — „sanft wie ein Engel und mit tiefbewogter Stimme,“ — spricht nicht also, — „daß wir gekommen seyen, unsere Augen an euerem Elende zu weiden, und eure Herzen durch Verhöhnung zu martern, die wir die Absicht haben, euch zu bitten, daß ihr mit uns gehen wolle, in die Wohnung unserer Eltern, und Pflege und Liebe anzunehmen, bis die Engel des Friedens euch zurückführen mögen zu euren Fahren, oder in die Umarmungen eurer Angehörigen, daß ihr bey ihnen glücklich seyn möget, aue

Rheinl. Hausfreund 1819.

5

298

Tage eures Lebens.“ Ihr entgegnete hinwiederum erkaunt über diese Worte der Hauptmann: „Edle Jungfrauen, weß herrlichen Geschlechts Töchter ihr seyn möget, wenn dem also ist, wie ihr saget, so vertrauen wir uns eurer Einladung an, die ihr aus deutschem Blute entsprossen scheint, so ihr das Unrecht verzeihen könnt, womit mein Schmerz euch beleidigt hat.“

Als sie aber in den Wagen einstiegen, und der Hauptmann wollte, wie es sich traf, neben die ältere der Jungfrauen sitzen, wiederfuhr ihnen noch etwas appartes, denn es zog ihn die jüngere sanft auf ihre Seite: „Verzeiht mir,“ — sagte sie, — „edler Fremdling, meine Ansprüche auf euch sind mir zu werth. Meine Freundin hat kein Recht an euch.“ Und zu dem Lieutenant sprach die ältere ebenfalls: „meine Freundin hat kein Recht an euch,“ — und zog ihn sanft und süßam an ihre Seite. Den zwey Kriegsgefangenen aber war alles recht, denn auch jedem andern hätte die Wahl zwischen beyden schönen Jungfrauen schwerer seyn müssen, als jeder andern Jungfrau die Wahl zwischen einem 50jährigen Mann und einem 20jährigen Jüngling.

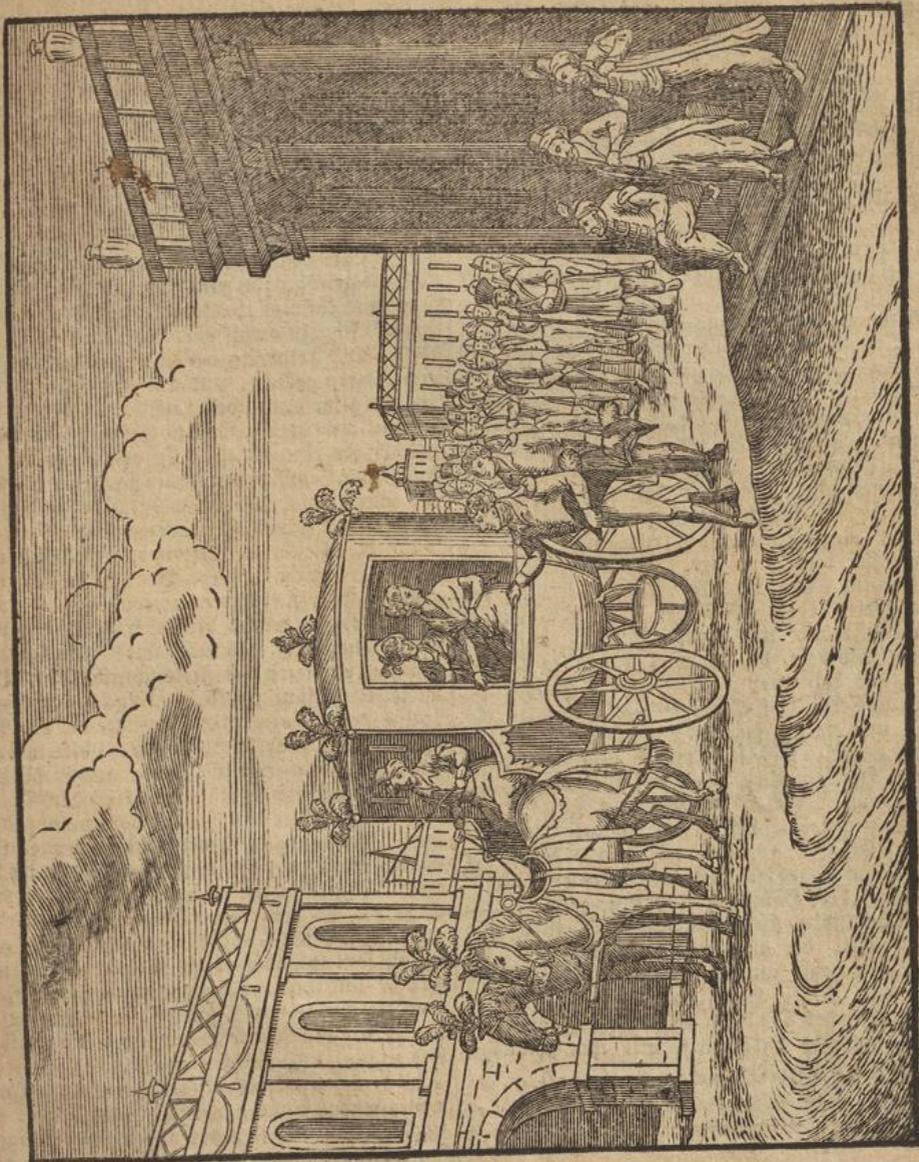
Fragt sich nun, wer waren die Jungfrauen und wo führten sie ihre Gefangenen hin? Antwort: Es leben in Saratow zwey reiche und angesehene deutsche Familien. Väterz der Deutsche kommt, wie das Quecksilber überall durch, wenn er schon kein's ist. Beyde Familien waren des Abends vorher, wie gewöhnlich, beyammen, und sprachen von allerley. Ist's wahr,“ — sagte der Eine, — „daß morgen deutsche Kriegsgefangene ankommen? — „Sie sind schon angefragt,“ — erwiederte man ihm. „Die armen Menschen haben einen schweren Gang,“ — sprach wehmüthig eine der Mütter. Da trat die ältere Jungfrau ihren Vater an: „Werden wir auch einen bekommen,“ — mein Vater? — „Wie sorglich wölte ich gleich einer Tochter oder Schwester sein pflegen, und ihn trösten.“ Der Vater erwiederte: „Den Gefangenen bettet man nicht auf Rosen. Sie werden in den Vorstädten in den dürftigsten Hütten untergebracht.“ — „Oder wöltet ihr denn nicht selbst einen einladen, oder euch einen ausbitten, von dem Hauptmann ihrer Bewachung?“ — „das könnte mir wohl abel-

gebeutet werden,“ — erwiederte der Vater, — „sie sind Feinde des Vaterlandes, in welches wir, selbst als Fremdlinge aus ihrer Heimath sind aufgenommen worden. Wir dürfen die Feinde nicht als unsere Landsleute erkennen. Doch wenn einen von ihnen mit das Schicksal ohne mein Zuthun entgegenschickt, will ich mich seiner nicht entschlagen, und ebenso sprach auch der Vater der andern Jungfrau. Da redeten die beyden Töchter miteinander, und leichtsinnig und gutmüthig, wie die Jugend ist, beschloßen sie, wenn die Gefangenen kämen, zu thun, was sie thaten.

Anfänglich fuhren sie ein wenig um den Transport herum, wie wenn man auf den Jahrmarkt geht, um einzukaufen. Man sieht zuerst die Waaren an, was da ist, ehe man auf gerathewohl kauft, das Nächste das Beste. Als aber die Jungfrauen den Hauptmann erblickten, wie er da stand, wenig gebeugt von seinen Leiden, und angeschmiegt an ihn den Jüngling, den Lieutenant, den das Schicksal zum erstmal in die Schule der Prüfung genommen hatte, und zwar gleich in die oberste Klasse, sagten sie zu einander, — „diese zwey, wollen wir nehmen.“ — „Willst du den Alten,“ — sagte scherzhaft die jüngere. „Oder willst du ihn,“ — sagte zu ihr ihre Freundin. Da nahm die jüngere zwey Stednadeln aus ihrem Busengewand, eine längere und eine kürzere, und zogen miteinander das Hälmlein mit Stednadeln. Als aber die ältere den Lieutenant zog, und die jüngere den Hauptmann behielt, in dem Augenblick, als dieser sagte, — „auch das wird ein Ende nehmen,“ — lachten die Jungfrauen. Denn diesen Erbschaz theilt noch die Kindheit mit der Jugend, daß Schmerz und Freude leichter an ihr vorüber gehen, und in schnelleren Ablösungen miteinander wechseln. Hernach aber als der Hauptmann so ernsthaft sie anredete, — „euer Ohr versteht zwar meine Rede nicht,“ — lachten sie von Neuem. Denn wenn man einmal darin ist, man muß; und das Gefühl daß es ungeschicklich sey hilft nur dazu, die Unschicklichkeit zu begeben. Aber als sie den Schmerz erkannten, mit dem er nach einem süßen deutschen Wort in dieser fremden Welt wie nach einem Almosen seufzte, und sie hatten's in ihrem milden Herzen und konnten's ihm geben, und waren deswegen da, da lach-

der Kaiser
s, in wel
ihre Ges
Wie dieser
leute alle
en mit de
nister, wil
und dem
Tanzsaal
mischen,
die Jagd
leben kon

nig am be
an auf der
Wan ich
s, die ma
das die
sprachen o
gehegt an
an ihn in
ut Schild
Verlung p
a die ober
Nelle von
den Wirt
Der nicht
ndern. A
out von
eine Klage
m mit die
a Leuten
mann bejoh
e, — und
lagten die
in Stellung
Schmerz an
hen, und a
er wechle
so emph
i gewarnt
leuen. Das
m maj: mit
hilti nur da
Wes d
dem er mit
efer fremde
stigte, und si
und kommt
da, da lag



ten sie nicht mehr, und boten ihnen in deutscher Sprache und Rede die Pflege und Liebe ihrer Eltern an, und führten sie zu ihnen. Die Väter hoben zwar die Finger gegen ihre Töchter auf: „Was habt ihr gethan!“ — aber im Herzen waren sie es froh. Sie zeigten sogleich der Obrigkeit an, was geschehen war, und der menschenfreundliche Statthalter gab ihnen gerne die Erlaubniß, auf ihre Bürgschaft zwar, ihre gefangenen Landsleute bey sich zu behalten, bis auf ein Weiteres.

Da gebracht ihnen auf einmal nichts mehr, da waren sie auf einmal aller ihrer Leiden quitt, da verzogen sich alle ihre Bekümmernisse. Der Hauptmann in dem Hause, das ihn aufgenommen hatte, wurde angesehen und geliebt, als ein Bruder, der Lieutenant in dem seinigen als ein Sohn, von seiner schönen Netterinn auch noch ein wenig anderst, nämlich eben so, wie sie von ihm, bis die Engel des Friedens kamen, Schangschirte der Lieutenant seinen Glauben, nämlich, daß er in der Uniform sterben werde. Er verschaffte sich den Abschied von seinem Regiment, und freut sich jetzt als Gatte der Liebe und der Jugend seiner schönen Netterinn. Der Hauptmann aber trennte sich von diesen edeln Menschen und von seinem jungen Freund mit einer Nahrung und mit einem Schmerz, der mehr Thränen als Worte hat, und kam wohlbehalten wieder in Deutschland und bey den Seinigen an, und wer ihn sah, und vorher gekannt hatte, wunderte sich sein. „Ey, wie sehd ihr so jung geworden, Herr Hauptmann, in eurer Gefangenschaft, Euch muß es nicht übel gegangen seyn.“

Der geneigte Leser darf an der Wahrheit dieser Erzählung nicht zweifeln, denn der Hausfreund hat sie aus dem zweyten Mund. Nämlich der Hauptmann hat sie selbst einem rheinländischen Herrn Kriegs-Obristen also mitgetheilt, der auch weiß, wie man über die Berzina geht, und von dem Kriegs-Obristen aber hat sie der Hausfreund, und hat seitdem schon manches Täublein mit ihm verzehrt, und schon manches Schbyplein mit ihm herausgemacht, Fuchs oder Has.

Der Wettermacher.

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hasenbinder, wenn er in einem kleinen Dri zu Hause ist, können seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben, sondern er begibt sich auf Rännterreisen im Revier herum, und geht seinem Verdienst nach; also auch der Zirkelschmidt ist fleißig darauf im andern Revier, und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerey, um die Leute zu belügen, und sich frey zu trinken im Wirthshaus. Also erscheint er einmal in Oberneuhagen und geht gerade zum Schulz. „Hr. Schulz, sagt er, könntet ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch euere Bemerkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachsthum auch noch zurück.“ Der Schulz meinte, das seye geschwind gesagt, aber besser machen sey eine Kunst. „Ey erwiedert der Zirkelschmidt,“ auf das reife ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien sagte er, wo doch Pomeranzen und Citronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darinn sehd ihr Deutsche noch zurück. „Der Schulz ist ein guter u. treuherziger Mann, und gehöret zu denen, die lieber geschwind reich werden möchten, als langsam. Also leuchtete ihm das Anbieten des Zirkelschmidts ein. Doch wollte er vorsichtig seyn.“ „Nacht mir morgen früh einen heitern Himmel, sagte er, zur Probe, und ein paar leichte weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein und in der Luft so zarte glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt ihr die ersten gelben Sommervögel los lassen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden.“ Der Zirkelschmidt erwiederte: „auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehms nicht anderst, als auf ein Jahr. Dann sollt ihr aber Noth haben, wo ihr euere Frucht und euern Most unterbringen wollt.“ Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum Voraus nichts, als täglich einen Gulden u. freyen Trunk, bis die Sache eingerichtet sey, es könne wenigstens 3 Tage dauern, „hernach aber von jedem Saum Wein, den ihr mehr bekommt, sagte er, als in den besten Jahren, ein Viertel,

und von jedem Malter Frucht einen Sajer.“
„Das wär nicht veil, sagte der Schulz. Denn dort zu Land sagt man veil, statt viel, wenn man sich hochdeutsch expliziren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmidt und explizirte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte, u. dem Zirkelschmidt das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmidt eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Hr. Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindsache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft euer Wetter annehmen soll.“ Da sprach der Schulz: „Ihr habt recht! Ihr seyd ein verständiger Mann.“

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelme-
rey des Zirkelschmidts auf der rechten Spur, wenn er zum Voraus vermuthet, die Bürgerschaft sey über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeinds-Versammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten, kams zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich um Fried und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten, wärs am besten, man zöhlte den Wettermacher aus, und schickte ihn fort. Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier habt ihr euere 9 Gulden, Unheilstifter, und nun thut zur Sache, daß ihr fort kommt, eh Mord und Todtschlag in der Gemeinde ausbricht. Der Zirkelschmidt ließ sich nicht zweymal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirthschuld von circa 24 Maas Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

Item, der Zirkelschmidt bleibt immer ein lehrreicher Mensch. Merke, wie gut es sey, daß der oberste Weltregent, bisher die Bittewagnach seinem Willen allein gelenkt hat. Selbst wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landstände werden nicht leicht um etwas gefragt, u. haben, was das betrifft, ruhige Tage.

M i s s v e r s t a n d .

Von drei Schlaf-Kameraden war der eine eben am süßen Einschlummern, als der zweite zum dritten sprach: „Joachim was soll das heis-

sen, daß du seit am Montag nichts mehr mit mir redest, so wir doch unser Lebenslang gute Freunde gewesen sind. Hast du etwas gegen mich, so sag's.“ — Der dritte erwiederte dem zweiten: Wer mit mir nicht redet, mit dem rede ich auch nicht, mein guter Bartenstein. Wie man in den Wald schreit, so schreits wieder.“ „Darauf sagt der zweite: So?, du nennst mich mit meinem Zunamen? Ich kann dich auch mit deinem Zunamen nennen, mein guter Marbacher. Wie man in den Wald schreit, so schreits auch wieder.“ Der dritte sagt wieder zum zweiten: „So war's nicht gemeint Bastian. Uebrigens halte ich den Geschlechtsnamen meines seligen Vaters für keinen Schimpf. Ich hoffe, er hat dich als ein ehrlicher Mann zur Taufe gehoben.“ Darauf entgegnete der zweite: „Ich den meinigen auch nicht. Ich hoffe, deine Mutter hat einen ehrlichen Mann zum Weiland. Aber man erkennt etwas daran.“ Der dritte sagt: „Dein Vater ist ein braver Mann, der meiner Mutter mit gutem Rath erblich an die Hand geht.“ Der zweite sagt: „Dein Vater war auch ein braver Mann, und hat mir viel Gutes erwiesen. Aber sie redeten mit einander.“ Der dritte fuhr gegen den zweiten fort: „Eben darum. An einem andern häit' es mich nicht verdrossen, daß du mir den Montag keine Antwort gabst, als ich dich zum zweitenmal fragte, warum dich dein Meister fortgejagt hat.“

Als endlich der erste des Zwistes müde war, weil er gern hätte schlafen mögen und nicht dazu kommen konnte, fuhr er unwillig auf und sagte: „Hat jetzt euer Disputat bald ein Ende, oder soll ich auf aufstehen und den Wirth holen, daß er Frieden schaffe, oder soll ich selber thun. Dem erwiederte der dritte, weil er am Wort war: „Seid doch nicht wunderbar, Herr Landsmann, ihr hört ja, wir expliciren uns nur, warum keiner von uns mit dem andern redet.“

Die Ohrfeige.

Ein Bublein klagte seiner Mutter, „der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben.“ Der Vater aber kam dazu und sagte: „Lägst du wieder? Willst du noch Eine?“

Der geschlossene Magen.

Als einst der Zirkelschmidt wieder auf 4 bis 6 Wochen in gute Umstände gekommen war, lebte er so lange gar ehrbar und häuslich mit seiner Frau der Bärbel, und war in keinem Wirthshaus mehr zu sehen. Nein er aß alle Mittag ein Pfändlein Fleisch mit ihr daheim, u. ließ eine halbe Maas Wein dazu holen aus dem Adler, und gab auf ihre Ermahnungen. Einmal jedoch, als es ihm besonders schmeckte, schickte er nach dem Essen das Bublein heimlich in das Wirthshaus, daß es noch eine Halbe holen sollte. Als aber das Bublein die zweite Halbe brachte und auf den Tisch stellte, schaute seine Frau ihn bittend an: „Männlein, sagte sie, laß es jetzt genug seyn! Weißt du nicht, was im Doktorbuch steht, daß der Magen nach dem Essen geschlossen sey.“ Dem entgegen schaute der Zirkelschmidt so lieb und freundlich zu erst den Wein, hernach die Bärbel an. „Liebes Weiblein, sagte er, sey unbesorgt! Soll der Magen auch geschlossen seyn, so viel bring ich noch wohl durch das Schlüsselloch.“

Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf.

Einem König von Frankreich wurde durch seinen Kammerdiener der Namen eines Mannes genannt der das 75ste Jahr zurückgelegt habe, und noch nie aus Paris herausgekommen sey. Er wisse noch auf diese Stunde nicht anders, als vom Hührensagen, was eine Landstraße sey, oder ein Ackerfeld, oder der Frühling. Man könnte ihm weiß machen, die Welt sey schon vor 20 Jahren untergegangen. Er müsse es glauben. — Der König fragte, ob denn der Mann kränklich oder gebrechlich sey. „Nein sagte der Kammerdiener, er ist so gesund, wie der Fisch im Wasser.“ Oder ob er trübsinnig sey. „Nein, es ist ihm so wohl, wie dem Vogel im Hanfsamen.“ Oder ob er durch seiner Hände Arbeit eine zahlreiche Familie zu ernähren habe. „Nein er ist ein wohlhabender Mann. Er mag eben nicht. Es nimmt ihn nicht Wunder.“ Des verwunderte sich der König, und wünschte diesen Menschen zu sehen. Der Wunsch eines

Königs von Frankreich ist bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieser, und der König redete mit dem Menschen von allerlei, ob er schon lange gesund und wohl auf sey. „Ja, Sire, erwiederte er, allbereits 75 Jahre.“ Ob er in Paris gebohren sey. „Ja, Sire! Es müsse curios zugegangen seyn, wie ich andersst hinein gekommen wäre, denn ich bin noch nie draußen gewesen.“ — „Das soll mich doch Wunder nehmen, erwiederte der König. Denn eben deswegen hab ich euch rufen lassen. Ich höre, daß ihr allerlei verdächtige Gänge macht, bald zu diesem Thor hinaus, bald zu jenem. Wißt ihr, daß man schon lange auf euch Achtung gibt?“ Der Mann war über diesen Vorwurf ganz erstaunt, und wollte sich entschuldigen. Das mußte ein anderer seyn, der seinen Namen führe, oder so. Aber der König fiel ihm in die Rede. „Kein Wort mehr! Ich hoffe, Ihr werdet in Zukunft nicht mehr aus der Stadt gehen ohne meine ausdrückliche Erlaubniß. — „Ein rechter Pariser, wenn ihm der König etwas befiehlt, denkt nicht lange, ob es nothwendig sey, und ob es nicht auch anberst eben so gut seyn könnte, sondern er thut. Der Unsrige war ein rechter, obgleich als auf seinem Heimweg die Postkutsche vor ihm vorbeifuhr“ dachte er: „O ihr Glücklichen da drinnen, daß ihr aus Paris hinaus dürft!“ Als er nach Hause kam, las er die Zeitung, wie alle Tage. Aber diesmal fand er nicht viel drinn. Er schaute zum Fenster hinaus, das war auf einmal so langweilig. Er las in einem Buch, das war auf einmal so einfältig. Er gieng spazieren, er gieng in die Comödie, in das Wirthshaus, das war so alltäglich. So das erste Vierteljahr lang, so das zweite, und mehr als einmal im Gasthaus sagte er zu seinen Nachbarn: „Freunde es ist ein hartes Wort fünf und siebenzig Jahr continuirlich in Paris gelebt zu haben, und jetzt erst nicht hinaus zu dürfen.“ Endlich im dritten Vierteljahr konnte ers nimmer aushalten, sondern meldete sich einen Tag um den andern wegen der Erlaubniß, das Wetter sey so hübsch, oder es sey heut ein schöner Regentag. Er wolle sich gern auf seine Kosten von einem vertrauten Mann begleiten lassen, wenns seyn müße auch von zweien. Aber vergebens. Nach Verlauf aber eines schmerzlich durchlebten Jahrs, gerade

am nemlichen Tag, als er Abends nach Hause kam, fragt er mit bösem Gesicht die Frau: „Was ist das für ein neues Caläschlein im Hof? Wer will mich zum Besten haben? Herzenschatz antwortete die Frau, ich habe dich überall suchen lassen. Der König schenkt dir das Caläschlein und die Erlaubniß darinn spazieren zu fahren, wohin du willst.“ „Ma foi! erwiederte der Mann mit besänftigter Miene, der König ist gerecht.“ — Aber nicht wahr, fuhr die Gattin fort, morgen fahren wir spazieren aufs Land? — „Ey nun“ erwiederte der Mann kalt und ruhig, „wir wollen sehn.“ Wenns auch morgen nicht ist, so kanns ein andermal seyn, und am Ende, was thun wir draussen? Paris ist doch am schönsten inwendig.“

Rechnungs-Exempel.

Der Hausfreund will den Herrn Provisern der rheinländischen Hausfreundschaft noch ein Rechnungs-Exempel aufzulösen geben. Item — (ein gutes rheinländisches Rechnungs-Exempel muß immer mit Item anfangen, und mit Facit schließen.) Item, der Nachtwächter in Segringen gieng aus und rief die Stunde. Als er an den Adler Tam, trat der Adlerwirth aus dem Bett an das Fenster. „Nachtwächter ihr schreit und verfährt einen Kerlen, daß das halbe Dorf aus dem Schlaf auffährt, und doch versteht man euch nicht. Auf der Stelle ruft mir die Stunde noch einmal und deutlich!“ Der Nachtwächter dachte. „Soll ich jedem Narren die Stunde besonders rufen. Ich sehe voraus, daß die Leute schlafen. Wer heißt euch wachen.“ „Wißt ihr, was? Ich will euch z wei Stunden auf einmal rufen, sagte er zum Adlerwirth, damit wir nicht so viel Müß mit einander haben:

Hört, Adlerwirth, und laßet euch sagen:
Die Glocke hat — sie hat geschlagen.
Wenn ihr die Zahl zur Hälfte bracht,
Den Drittel und den Viertel recht
Dazu addirt, habt ihr Gewinn.
Es steht das Ganz und so viel drinn
Als laut mein unverdrossner Mund
Verstanden wird zur nächsten Stund.

Nemlich das was die Glocke geschlagen hatte, und was demnach der Wächter ausrief ist eine Zahl die folgenden Eigenschaften hat: Wenn man die Hälfte der Zahl, und den dritten Theil und den vierten Theil der Zahl zusammen addirt, so kommt mehr heraus, als die Zahl selber ausweist. Wenn man aber die Zahl selbst, die man zwar noch nicht weiß, von der addirten Summe abzieht, so bleibt gerade so viel übrig, als der Wächter in der Ordnung rufen muß, wenn er zur nächsten Stunde wieder kommt. Diese Zahl wäre nach der Regula Falsi herant zu rechnen.

Derjenige geneigte rheinländische Leser des innerhalb acht Tagen nach Empfang des Calenders das Facit zuerst liefern wird, dessen Bildniß solle zur Ehrenauszeichnung bei der nächsten Ordnungsfeier oder Feuerbrunst unter den Zuschauern im Calendar abgebildet werden.

Seines Gleichen.

Ein kunstreicher Instrumentenmacher, aber ein eingebildeter und unfeiner Mann, hielt sich schon einige Zeit in einem namhaften Städtlein auf und genoß dann und wann im Ewen Abends eine Flasche Wein, und einen halben Bierling Käse. Eines Abends als sich die meisten Gäste schon früher denn gewöhnlich verlaufen hatten, und der Instrumentenmacher oben noch allein saß, rückt zu ihm der bekannte Zirkelschmidt, mit seinem Schoppen Siebenzehner, hinauf. „Euer Wohlgebohren, sagte er, redeten da vorhin an ihre Nachbarn über die Quadratur des Zirkels. Ich hatte keine Freude zur Sache. Leute unsers gleichen, sagte er, können von so etwas wohl unter sich sprechen, u. einander Gedanken geben. Ich z. Beispiel, wäre euerer Meinung nicht gewesen. Der geneigte Leser kennt den Zirkelschmidt, daß er immer auf eine Schelmerei ausgeht. Unter andern macht er sich gern an Fremde, die etwas gleich sehen, um hernach bei andern mit ihrer Bekanntschaft groß zu thun, wie am Ende dieser Erzählung auch geschehen wird, und die Leute breit zu schlagen, wie man sagt. Der Instrumentenmacher aber

betrachtete ihn mit einem vornehmen verachtenden Blick, und sagt: „Wenn ihr bei Leuten eures gleichen seyn wollt, so kommt nicht zu mir, oder wer seyd ihr?“ Der Zirkelschmidt des Schimpfes und der Schande gewöhnt, erwidert: „Sollte Euer Wohlgebohren aus meiner Rede nicht erkennen, daß zwei Künstler mit einander sprechen.“ Des erboste sich der andere noch mehr. „Ihr ein Künstler, fragte er ihn, ein Kammacher, oder ein Besenbinder? Wollt ihr ein Almosen von mir?“ Der Zirkelschmidt erwidert: „Herr Christlieb, das beugt mich, weniger wegen meiner, als wegen der Kunst. Leute uners gleichen pflegen sich sonst eben so sehr durch feine Sitten auszuzeichnen, als durch Kenntnisse und Geschicklichkeit. Da stand der Instrumentenmacher auf: „Sprecht ihr mir schon wieder von eures gleichen,“ sagt er. Hör ichs zum drittenmal von euch so werf ich euch den Stuhl an den Kopf, und lupsie ihn bereits ein wenig in die Höhe. Der Wirth aber, der bisher ruhig am Ofen stand, trat hervor und sagte: „Jetzt, Zirkelschmidt, reist!“

Der Zirkelschmidt aber erbost sich darüber auch, und geht aus dem Löwen ins Köpflein gerad gegen über, und „stellt euch vor, sagt er dort zu seinen anwesenden Bekannten, was sich der hergelaufene Instrumentenmacher, der Broddieb einbildet. Der hochmüthige Gesell nimmts für einen Affront auf, daß ich zweimal zu ihm sagte, Leute uners gleichen, und ich sagts zum drittenmal, wenn ers hören will, der Flegel der impertinencie, der gemeine Keel.

Der generigte Leser lacht ein wenig, daß der Zirkelschmidt darauf beharrt, ein Mann den er für einen Flegel und gemeinen Keel aus gibt, sey seines gleichen.

Lerne erstens am Zirkelschmidt: Man muß nie schimpfen, wenn man im Zorn ist, sonst schimpft und verunehrt man sich selbst.

Lerne zweitens an dem Instrumentenmacher: Man muß sich, wenn man etwas ist, mit liebedlichen Leuten nie in Grobheiten gemein machen, sonst macht man sich wirklich zu ihres gleichen. Der Zirkelschmidt hatte insofern recht.

Das Blendwerk.

Manche Leute, wenn sie etwas sehen, das sie nicht begreifen, noch weniger nachmachen können, so sagen sie kurz und gut, das ist ein Blendwerk. Nämlich daß man etwas zu sehen glaube, wo nichts ist, oder daß man die Sache anders sehe als sie wirklich ist.

Daß es aber viel Blendwerk gibt, das unterliegt keinem Zweifel. B. B. wenn jemand im Mondschein auf der Straße ist und steht an einer Mauer, oder im Nebel seinen Schattent aufrecht, daß er meint es sey ein ungebefener Camerader mit ihm geht, einer von der schwarzen Legion. —

Item, wenn jemand einen falschen Freund, für einen guten Freund hält, und trotz aller Warnung dem Spießbuben traut, bis er zuletzt um Hab und Gut betrogen ist, und die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. Das ist ein großes Blendwerk.

Item, wenn jemand meint etwas sey ein Blendwerk, und ist doch keins.

In einem namhaften Ort am Rheinstrom kam ein Gaukler an, ein Tausendkünstler, und bekam die Erlaubnis auf einer alten Heubühne die schon lange nicht mehr war gebraucht worden, seine Künste zu zeigen, und zwar gleich zum letztenmal. Fast die ganze Gemeinde versammelte sich, und es war der Mühe werth.

Dem Vernehmen nach — der Hausfreund war nicht dabei — brachte der Tausendkünstler zuerst zwei schwarze Kagen hervor, die hörten einander das große Einmaleins ab, und rechneten verschiedene Crempel aus der verkehrten Regel Detri.

Nachdem schlupfte er durch einen metallenen Fingerring hindurch, und kam auf der andern Seite lebendig und eben so did wieder an, als er vorher war.

Etwas an der Sache sch. it übertrieben zu seyn.

Hierauf sagte er, das sey aber noch alles nichts. Jetzt wolle er sich mit einem scharfen Schrotmesser den Bauch ausschneiden. Hernach wolle er ganz in den Bauch hineinschlupfen, daß man gar nichts mehr von ihm sehe. Hernach wolle er sich wieder aus sich selber herauswickeln, daß er wieder sichtbar werde.

Ehe er aber das große Wagstück beklommen konnte, fieng die Bühne an zu knacken. Es krocht links, es krocht rechts. Knack, stürzte der morsche Boden zusammen, und die ganze Zuschauerschaft wäre in dem untern Raume zusammen gestürzt, wenn nicht noch einer sich an einem schwebenden Balken erhalten hätte. Die andern lagen alle unten. Da entstand nun ein großes vierstimmiges Noth- und Zettergeschrei von Männern, Weibern, Kindern und Säuglingen. Es ist gar klug, wenn man kleine Kinder zu so etwas mitträgt. Sie sehen alles gar gut, und wenns on Mistl fehlt, so können sie machen. Alles schrie: „O mein Kopf! o mein Arm, o meine Rippen, so daß der oben auf dem Balken genug zu tröpfen und zu ermahnen hatte. „Habt doch nur Geduld sagte er, und seyd verständig! Man muß sich ja schämen vor dem fremden Mann, Merkt ihr denn nicht, daß es nur Blendwerk ist. Euch Leuten, sagte er, ist keine Ehr an zuthun.“ Denn er hielt das Unglück für ein Blendwerk vom Künstler, und „meinte unversehens würden wieder alle an ihren Plätzen sitzen.